MARIENBOTE



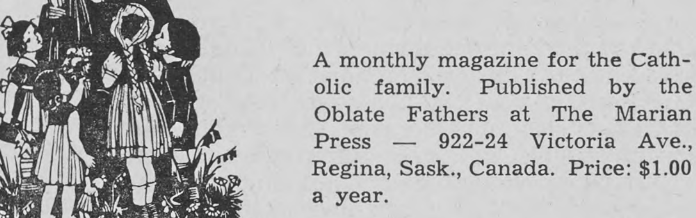
Mai 1944

Inhalt

Memories of Mother

My mother's gone to heaven—
I'm sure she's there because
The way she always acted here,
Her soul just had no flaws.
Sometimes I get so lonesome
I don't know what to do;
I sometimes wish that I could die
So I would be there too.
My mom was ever sweet and kind,
And all she did was right;
Upon my cheek I felt her kiss
When she tucked me in at night.
My mama used to tell me,
In her pleasant little way,
That I should offer up to God
The things I do each day.
I'll try to bear this heavy cross—
For it's God's holy will,
Mom used to say—but now she's gone.
Oh, how I love her still! —P.J.E.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 8 Mai 1944 12. Jahrgang

Dies und Das

GOTTES UND DER MENSCHEN BUCH. Ein grosses Buch ist die Welt. Und zwei Handschriften sind es, die wir auf den Seiten dieses Buches lesen: Die Handschrift Gottes und die Handschrift des Menschen. Gottes Handschrift ist das strahlende Licht der Sonne, das jetzt im Frühling unsere Täler durchflutet. Gottes Handschrift sind die Vöglein und die Bäche, die Seen und die Wälder, die Sterne und die Meere. Seine Handschrift sind die brausenden Stürme und das freundliche Lächeln der Blumen, die erschreckenden Weiten der Räume und die strahlende Reinheit im Auge des Kindes.

Ueberall auf Erden stehen die Städte der Menschen. Und diese Städte, das sind jene Seiten des grossen Weltenbuches, die der Mensch mit seiner Handschrift beschrieben. Von einer erschütternden Grösse der Sünde und der Schuld zeugt diese Handschrift. Alle Leidenschaften, angefangen von jenen, die in Stolz und Glanz und tausend Lichtern sich kleiden, bis hinab zu denen, die, aus den letzten Tiefen menschlicher Gemeinheit und Vertiertheit emporgestiegen, sind dort wohl und wach. Es wandelt die Sünde durch die Strassen unserer Städte. Sie wandelt vorbei an Kirchen, an Krankenhäusern, an Gefängnissen und an Verwaltungshäusern, in denen über Krieg und über Frieden verhandelt wird. Der furchtbare Ernst aber, der aus den Mauern dieser Bauten spricht, hält die Sünde nicht auf auf ihren finsteren Wegen. Rücksichtlos schreitet sie dahin, tief hineingreifend in die letzten Winkel des sittlichen Empfindens der Völker. Und der sittliche Zusammenbruch, den die Sünde bis jetzt unter den Massen verursacht, hat Ruinen in unser Leben gestellt, vor denen man sich heute schon mehr zu fürchten beginnt als vor jenen Ruinen, die der gegenwärtige Krieg hinterlässt.

Zerstörte Fabriken, zerstörte Städte und zerstörte Länder wird man wohl wieder aufbauen können. Wer aber wird Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Brüderlichkeit in die neuaufgebaute Industrie, in die neuaufgebauten Städte und Länder bringen? Maschinen, Häuser, Städte, selbst grosse Ernten — das allein kann uns noch lange nicht jenes tägliche Brot geben, das wir mit Recht beanspruchen. Alles das haben wir ja gehabt, und doch litten Millionen von Menschen Hunger und Not. Brot und alles andere, was wir für's tägliche Leben brauchen, kommt uns von den geistigen Gütern der Gerechtigkeit, des Pflichtbewusstseins und der Liebe. Und diese geistigen Güter kommen nur von dort, wo der Mensch die Sünde als Sünde betrachtet und wo er bereit ist, auch grössere Opfer auf sich zu nehmen, wenn es darum geht, sein Leben auf einer sittlich höheren Stufe zu halten.

VERFALL

Das kommende Zeitalter der Nachkriegstage wird Menschen brauchen, in denen Gerechtigkeit, Gottesfurcht und Menschenliebe zur Ueberzeugung geworden sind und deren Taten von nichts anderem reden als nur von diesen Tugenden. Erschreckend sehen wir aber, dass gerade diese Tugenden immer mehr an Bedeutung und an Wert unter den Massen verlieren. Die Jugend unserer Städte weiss nur wenig, zum sehr grossen Teil überhaupt nichts mehr von ihnen. Und nicht nur das: An Stelle dieser Tugenden ist das Gesetz der Sünde und der Selbstsucht getreten. Dieses Gesetz hat sich bereits so weit entwickelt und ist bereits so tief in unser öffentliches Leben hineingedrungen, dass Regierungen sich gezwungen sehen, den Kampf gegen Jugendsünde und gegen Jugendverbrechen in ihre Hände zu nehmen.

Was man in unseren Grosstädten sieht und hört, ist erschauernd. In einer Stadt unseres Ostens ist ein Krankenhaus, das vor kurzem mit über sechshundert Hochschulmädchen angefüllt war — alle mit unehelichen Kindern! Hochschulmädchen bieten sich Soldaten und anderen jungen — oft sogar sehr jungen — Männern zur Sünde für's Geld an. Burschen im Schul- und Hochschulalter organisieren sich zu Einbrecherbanden, die man zu fürchten beginnt. Vor ein paar Wochen erschoss ein fünfzehnjähriger Knabe einen Montrealer Detektiv.

In einer unserer Landesgrosstädte fand vor ein paar Wochen eine Versammlung zwischen Polizei, Geistlichkeit, Lehrerschaft und Vertretern wichtiger Vereine statt, in der man das Problem der sittlichen Verwahrlosung unserer Jugend besprach und nach Mitteln suchte, die Jugend wieder zum Guten zu bringen. Erschreckende Dinge kamen bei dieser Versammlung ans Licht. Ein Schulleiter gab an, er könne, ohne erst lange überlegen zu brauchen, wenigstens 240 Namen von Knaben seiner Schule, und 40—50 Namen von Mädchen seiner Schule angeben, die sich sittlich oder verbrecherisch vergangen haben. Tausende von Schulkindern wissen nichts von Religion, gehören keiner Vereinigung an, und haben zu Hause, von ihren Eltern, nie ein Bild der Selbstzucht und der Lebensordnung gesehen. Das heisst mit anderen Worten: Alles das sind Kinder, denen Autorität und Gehorsam Dinge sind, die ihnen immer fremd geblieben.

Die Jugend müsse zur Anerkennung irgendeiner Autorität erzogen werden, hiess es auf genannter Versammlung. Deshalb wurde Religionsunterricht in allen Schulen und die Organisierung von neuen Jugendvereinen vorgeschlagen.

Die Provinz Ontario hat vor ein paar Wochen auch wirklich Religionsunterricht in ihre Schulen eingeführt. Nachdem dieses gesetzlich festgelegt war, entstand die Frage: Wer nun wird diesen Religionsunterricht in unseren Schulen erteilen? Und man entschied: Entweder wird es der Geschichtslehrer tun, oder es wird der englische Sprachlehrer dieses neue Fach übernehmen müssen.

Religionsunterricht in unseren Schulen ist von grösster Wichtigkeit. Religionsunterricht allein wird unsere Jugend aber nicht auf jenen sittlichen Boden zurückbringen, auf dem jene stehen müssen, die in kommenden Tagen die Geschäfte unserer Welt in ihren Händen haben werden. Religionsunterricht ist noch nicht dasselbe wie Religion. Und Religion kommt nicht so sehr aus Büchern und von Religionslehren: Sie kommt aus den Tiefen gottergriffener Geister. Religion ist Leben, und Leben kann nur vom Leben kommen, nicht von auswendig gelernten Katechismusfragen und von eingedrillten Moralgrundsätzen. Im Religionsunterricht ist die persönliche Einstellung des Lehrers zum religiösen Leben von grösster Wichtigkeit. Wer kann Feuer und Liebe geben, wenn er selbst nicht brennt von diesem Feuer und von dieser Liebe? Wir sehen wirklich in der Frage, ob der Geschichtslehrer oder der englische Sprachlehrer Religionsunterricht erteilen soll, eine weit offen stehende Tür zu weiteren Missgriffen in der Erziehung unserer Jugend. Wie wir für jedes Fach, das in unseren Schulen gelehrt wird, nur solche Lehrer verlangen, die ihr Fach auch wirklich verstehen, so müssen wir auch für das wichtigste aller Fächer, für die Religionslehre, Erzieher haben, die an Verstand, an Herz und an Gewissen für dieses Fach wohl vorbereitet sind.

Neben Religionsunterricht und guten Religionslehrern muss aber unbedingt auch etwas zum Schutz unserer Jugend vor der Sünde getan werden. Sünden gab es immer auf Erden. Auch die sogenannte "gute alte Zeit" hatte ihre Beichtstühle, in denen von allen zehn Geboten Gottes gesprochen wurde. In früheren Zeiten hiess aber alles das, was Sünde war, auch Sünde. Heute ist die Sünde öffentliches Unterhaltungsprogramm geworden. Sie ist nicht nur öffentlich geduldet, sie ist auch öffentlich angepriesen. Aus hunderten von Magazinen, die an jeder Strassenecke zu haben sind, lernt unsere Jugend "das Leben". In Filmtheatern sehen sie ganz lebendig, wie "interessant" das sorglose Hinwegschreiten über sechtes und neuntes Gebot, über fünftes, siebentes, achtes und zehntes Gebot sein kann. In Winkelkaffees und Billiardsälen, die der Jugend unserer Grosstädte überall offen stehen, lernen sie die Sprache und die Logik von Menschen niedrigster Gesinnung. Und in dunklen Gassen finden sie das, was sie erwachsene Menschen tun sehen. In unseren Grosstädten sind Dirnen kein verstecktes Geheimnis mehr!

Jugend braucht Schutz. Schaffen wir die Sünde aus der Oeffentlichkeit, und wir werden die Jugend schon halb für Religion und Moral gewonnen haben.

DIE LOESUNG. Alles, was bis jetzt über die Rettung unserer Jugend gesagt wurde, sind nur äussere Hilfsmittel. Die wahre Rettung kann aber nur von innen kommen. Von einer Ueberzeugung, die ihnen unbedingt gegeben werden muss. — In Montreal, auf der St. Denis Strasse, steht ein grosses, dreistöckiges Gebäude. Ueber dessen Fronttür lesen wir die Buchstaben: J.O.C. Es ist dieses Gebäude die Hauptzentrale der katholischen Jugendbewegung des Ostens Canadas. (J.O.C. steht für "Juenesse Ouvriere Catholic"—katholische Arbeiterjugend.)

Ueber fünfzig junge Männer und Mädchen arbeiten in den Räumen dieser Zentralstelle. Und Ziel ihrer Arbeit ist die Rettung, die christliche Erziehung und die Heiligung der Jugend. Und in Küche, Keller, Korridoren und Arbeitsräumen desselben Hauses trifft man ehemalige Zöglinge von Zwangserziehungsanstalten, entlassene Sträflinge und vorbestrafte Jugendverbrecher, mit Besen, Hammer und anderen Instrumenten das Haus in Ordnung halten.

Was die J.O.C. Bewegung ist, welche Werke sie bis jetzt geleistet und welchen Geist sie in den Herzen von tausenden von jungen Leuten entzündet, kann in einem kurzen Artikel unmöglich gesagt werden. Hier soll nur erwähnt sein, dass die jungen Leute der J.O.C. das Problem der Jugendrettung und der Jugenderziehung gelöst haben. Voriges Jahr allein wurden über 1,800 junge Knaben und Mädchen durch den Einfluss der Zentralstelle zu Montreal vor einem vollständigen Versinken in Gemeinheit und Verbrechertum gerettet.

Die J.O.C. Bewegung im Osten Canadas mit ihren 85,000 Mitglieder, die sie während der Zeit ihres zwölfjährigen Bestehens gehabt, zwingt uns fast zu noch grösserem Staunen als das so erschreckend weit verbreitete Jugendverbrechertum. Gottes Geist weht aus tausenden von jungen Herzen. Und er weht von dort mit einer apostolischen Frische und Opferkraft, die selbst manchen Priester zum Nachdenken zwingt. Die unter der Leitung von Oblatenpatres stehenden J.O.C. Mitglieder gehen in die Strassen, in die Gefängnisse, in Jugendgerichte, in Kaffees—überall dorthin, wo unsere Jugend ist. Sie arbeiten in Fabriken, in Schulen, in Büreaus, und wo immer sie sind, da wirken sie mit nichts anderem als mit einem ganz eigenartig bezwingenden christlichen Geist in Sprache, Benehmen, Urteil und Beispiel. Zu gleicher Zeit formen sie unermüdlich durch Gebet, Betrachtung und Tugendübung ihren eigenen Charakter zum Charakter des echt christlich-apostolischen Menschen. Alles das geschieht ohne Frömmelei, natürlich, frisch, energisch, und fast unwiderstehlich anziehend.

In der J.O.C. Bewegung sehen wir die einzige Lösung unseres Jugendproblems. Jugend selbst gibt uns hier an, was sie von uns Aelteren will. Sie will Gott mit Seinen Geboten, sie will Christus mit Seiner Ordnung, sie will den Geist von oben mit Seinem Feuer der Liebe. Was diese Jugendbewegung bis heute vollbracht, ist wie ein neues Pfingstwehen in einer alt gewordenen Welt. Aufrecht schreiten diese jungen Männer und Mädchen durch die Strassen unserer Grosstädte, ohne auch nur einen Blick für alles das übrig zu haben, was von dieser Welt ist und was in keiner Beziehung zur Welt von oben steht. Ihr ganzes Wirken und Werken strebt dahin, in Christus, durch Christus und für Christus zu leben. In ihnen ist Uebernatur. Und zwar eine Uebernatur, von der man nicht zu fürchten braucht, dass sie Natur und Kultur zerstören könne — wie menschliche Unnatur sie heute zerstört! Sie tragen Göttliches in sich, die Gnade der Himmel, und sie und ihre Nachfolger werden es sein, die in die erste, herrliche Schöpfung Gottes jene zweite Schöpfung der Liebe und der Gerechtigkeit bauen werden, die uns am Tage der ersten Pfingsten versprochen.

Es gibt noch viel Gotteslicht in unserer finsteren Welt. Und so lange dieses Licht noch da ist, dürfen wir hoffen. Es gibt für das Christentum keine Aussichtslosigkeit hier auf Erden. Und wenn auch alles von Gott abfallen sollte: So lange das Feuer der Gnade und das Licht des Heiligen Geistes auch nur in ein paar Menschen weiter glüht und sprüht, so lange sind auch die Mächte Gottes immer noch auf ihrem Siegesweg. Der Jammer der gottvergessenden Menschheit ist der allerbeste Beweis, dass nicht der stolze Mensch den Weltsieg in seinen Händen hält, dass dieser Sieg aber immer noch da ist, wo das Kreuz steht und die Jünger des Kreuzes.

Der Schriftleiter.

> Lass mich stehen, mein Gott, wo die Stürme wehen,
> Und schone mich nicht!
> Das Kind wird vergehen,
> Der Mann wird bestehen —
> Verschone mich nicht!

Unser Herr im Stein

Von Reimmichel

(Fortsetzung)



Ein Windzug trieb dit dichten Nebelschwaden ein wenig auseinander. Gerade unter dem Felsen bewegte sich etwas. Der Wast strengte seine Augen an. Das war richtig ein Mensch, der sich auf dem Boden mit etwas zu schaffen machte. Jedoch die Nebel waren noch zu dicht, um deutlich sehen zu können. Der Wast hielt den Atem an; jetzt sah er es genau, auf dem Boden lag ein Reh; der Wilderer war am Ausweiden. Der Wast nahm die Büchse von der Achsel und schrie hinunter: "Kerl, jetzt hab 'ich dich!" Der Wilderer sprang auf. "Stillgestanden oder ich schiesse!" rief der Wast. Blitzschnell fuhr der Wilderer mit dem Stutzen an die Wange, der Schuss krachte. "Bscht", pfiff die Kugel dem Wast an den Ohren vorbei. Da war es aus mit aller Fassung. Im wahnsinnigen Zorne riss auch er seinen Stutzen empor: ein Blitz, ein Knall — aus der Tiefe gellte der Schrei: "Jesus, Maria!" Lange rollte dass Echo in den Bergen nach, dann war es totenstill; der Nebel zog dichter das Tal herauf und hüllte alles im Dunkel. — Der Wast stand da, blass wie eine Leiche. Nun erfasste ihn eine fieberhafte Angst. Hinunter, hinunter musste er so schnell als möglich. Er sprang zur Seite, da war eine tiefe Runst. Teils kollerte, teils rutschte er, aber jetzt war er unten. Er tappte im Nebel umher — da sah er einen schwarzen Knäuel. Er sürzte darauf los. Ums Himmelswillen, da liegt das Reh, daneben der Mensch — er rührt sich nicht mehr, er ist tot. Er wendet ihn auf die Seite, da erstarrt ihm das Blut. — Er sinkt neben der Leiche zu Boden — eine Zeitlang liegt er wie tot neben dem Toten. Plötzlich rafft er sich auf, nochmals schaut er dem Wilderer ins kerzenbleiche Gesicht, vielleicht hat er sich getäuscht. Doch nein, "Jesus, Maria, was hab' ich getan!" Es ist niemand anders als der Wurzelgraber-Much, der Vater seines Weibes.

Der arme Hoheneggerbauer weiss sich nicht mehr zu helfen; er betet, er weint, der Tote wird nicht lebendig. Was soll er nun anfangen? Er ringt nach einem Entschluss. — Den Toten ins Geisterbrünnl werfen und alles verschweigen? Das Geisterbrünnl ist ein tiefes Loch im Felsboden. Da hinunter fliesst ein Bächlein, nicht viel grösser als ein Bergbrunnen; es fliesst hinunter und kommt nirgends mehr ans Tageslicht. Tief hinunter muss das Wasser fallen, denn im Loch drinnen brodelt und siedet und gährt es wie ein einem Hexenkessel. Wenn man einen Stein hineinwirft, da rollt und rauscht es lange, immer dumpfer und dumpfer, dann kommt es wie Donner von unten herauf, immer näher und furchtbarer, zuletzt wirft der Strudel einen Wasserstrahl weit in die Höhe.

Im Geisterbrünnl wäre die Leiche für ewig begraben und niemand würde etwas erfahren.

Kalter Schauer lief dem Wast über den Rücken bei diesem furchtbaren Gedanken; er schrak vor dem Verbrechen zurück. Und könnte er seinem Weibe nur ein einzigesmal noch offen in die Augen schauen? Nein, niemals! — Soll er nicht heimgehen und die Burgl fussfällig um Verzeihung bitten? . . . O nein, nur das nicht! . . . Sie müsste ihn fürchten und hassen als Mörder ihres Vaters . . . Und dann, wenn die Gendarmen kommen und ihn fortführen — ihn, den Hoheneggerbauer . . . und der schreckliche Tod auf dem Galgen . . . und sein Bübl, das Seppele — das Kind eines Mörders! Schrecklich . . . Fort, fort von dieser schaudervollen Stätte, wo der Tote ihn angrinst, wo jeden Augenblick Leute kommen müssen und das Verbrechen entdecken; fort, fort! In zehn Stunden ist die Schweizergrenze erreicht und dort ist Sicherheit.

Menschen leben um uns her, licht- und liebeleer
Sind ihre Wege.
Grausam harte Schläge
Fallen auf sie nieder, immer wieder.
In mir liegt ein banges Fragen:
"Wird es diesen denn gelingen,
Höhenwege zu gewinnen,
Wenn das Leben sie lässt tragen
Diese Schwere, wenn nur öde Leere
Weit sich dehnt vor ihren Blicken?
Kann der Schritt denn aufwärts steigen,
Wenn die Rücken sich nicht beugen,
Wenn kein Lichtlein sich lässt schicken
In die leeren, dunklen Pfade?"
Doch, die Gnade! — Ja, die kommt von oben.
O, nur stille — denn der Wille
Jenes Grossen ist zu loben,
Der in Enge wirkt, liebend, unbemerkt.
Gott ist weise, ohn' Berater,
Immer ist Er guter Vater,
Wenn nur Höhenwille leise sich bewegt.

—A.A.



Er wirft seinen Rucksack und die Büchse von sich — sie kollern hinunter gegen das Geisterbrünnl —dann huscht er wie ein gehetztes Wild durch den Wald hinauf ins Hochgebirge.

Beim Geisterbrünnl wird's wieder ruhig. Die Nebel ziehen das weisse Bahrtuch über den Toten, die hochstämmigen Tannen neigen ihre Wipfel und stöhnen und ächzen, der Strudel aber rauscht das schaurige Leichenlied.

Ein frischer Nordwind hat die Nebel über den Berg hinunter und zum Tal hinausgejagt. Die Sonne ist schon längst unter die Berge gesunken und die Nacht hat ihren dunklen Schleier über die Seealm gezogen. Hinter dem Felsenbild: "Unser Herr im Stein" erhebt sich eine wunderbare Lichte und umfliesst das Bild wie ein Heiligenschein. — Die Hoheneggerbäuerin steht am Fenster und betet hinüber, denn der Wast ist noch immer nich heimgekommen. Jetzt steigt der Mond über das Felsenbild empor — sein mildes Licht giesst keine Ruhe ins geängstigte Frauenherz. Er scheint heute so bleich wie ein Totenantlitz. Es lässt ihr keine Ruhe mehr; die Knechte müssen fort in den Wald, den Wast zu suchen.

Es vergeht eine Stunden und noch eine — der Burgl scheint jede eine Ewigkeit . . . Endlich kehren einige von den Knechten wieder. Sie hätten nichts gefunden, sagen sie, aber ihre Gesichter sind verstört und sie flüstern geheimnisvoll miteinander. — Da bricht die Burgl in ein lautes Schluchzen aus, sie bittet die Knechte, ihr die Wahrheit zu sagen; es sei ihr leichter, das Unglück zu vernehmen, als in dieser schrecklichen Ungewissheit zu schweben. Die Knechte schwören hoch und teuer, dass sie nichts vom Wast gesehen. — Die Burgl nimmt ihr Kind auf den Schoss, faltet ihm die Hände und sagt: "Seppele, bet' zum Himmeltatte, dass der Vater wieder kommt." Da fängt das Bübl an hell zu lachen und deutet mit den Händchen hinüber zu "unserem Herrn im Stein", wo der Fels im Mondlicht erglänzt.

In Angst und Bangen, in Tränen und Beten verging die Nacht.

Endlich am Morgen hat die Burgl alles erfahren. — In der Nacht hatte sie mit schrecklichen Bildern ihre Seel zermalmt, das Schrecklichste war ihr nicht eingefallen. Zu viel war es für das arme Frauenherz. Einen jämmerlichen, fast tierischen Laut hatte sie bei der Nachricht von sich gegeben, dann war sie hingesunken. Nun sass sie den ganzen Tag da stumm und blass wie eine Leiche. Ihr Antlitz war hart wie ein Stein, keine Träne rann über ihre Wangen — sie konnte nicht weinen.

Das Seppele in der Wiege schrie und wimmerte; sie bemerkte es nicht. Man wollte das Kind fortnehmen, da stürzte sie sich mit einem lauten Wehruf auf dasselbe.

Es war auch gar zu schrecklich, was sich die Leute erzählten. Wie ein Lauffeuer ging es in

der Seealm herum, der Wurzelgraber und der Wast hätten sich um einen Rehbock gerauft, der Wurzelgraber habe den Wast erschossen und ins Geisterbrünnl geworfen. — Die Büchse mit dem Schnerfsack sei ja neben dem Loch gelegen; zuletzt habe sich der Wurzelgraber selbst das Leben genommen.

Den Wurzelbraber hatten sie in aller Stille auf dem Kirchhof begraben. Die Burgl war nicht hinuntergekommen . . . Sie sprach allerlei wirres Zeug, in der Nacht gellte ihr Jammer durch das Haus, man raunte sich schon in die Ohren, die junge Hoheneggerin sei wahnsinnig geworden. — Da stieg der alte Pfarrherr den Berg hinauf. Lange blieb er droben im Hohenegg; mild und sanft waren seine Worte. Er sprach von der lieben Gottesmutter unter dem Kreuze, deren Herz ein siebenfaches Schwert durchstochen . . . Wenn der Wast auch fort sei, meinte er, im Himmel droben wache noch ein anderer Vater, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt. Im Himmel droben kommen wir alle wieder zusammen, um uns nie mehr zu trennen.

Da löste sich endlich aus den Augen der Burgl eine Träne und bald schluchzte und weinte sie, dass es einen Stein hätte erbarmen mögen. — Die Tränen linderten ihren Schmerz.

Der Trost des Pfarrherrn war wie ein Balsam auf ihr wundes Herz gefallen. Sie war nun bereit, ihr Kreuz zu tragen für den Wast, dass er ja gewiss in der andern Welt ein gutes Plätzchen finde.

III.

Sechs Jahre waren seit dem Unglückstage verflossen. Unstet und flüchtig wie Kain irrte der Hoheneggerbauer als Nagelkrämer in der Fremde herum. Das Bild des toten Wurzelgrabers verfolgte ihn bei Tag und Nacht. — Das war jedoch nicht die grösste Qual für den geprüften Mann; in seinem Innern loderte wie ein sengendes Feuer das tödliche Heimweh, die brennende Sehnsucht nach Weib und Kind. Fast alle Nächte war er im Traum auf der Seealm bei seinen Lieben; im Schlaf hörte er die süsse Stimme seiner Frau und schaute seinem Bübel in die taufrischen, blümelblauen Aeuglein.

Beim Erwachen aber brannte das Weh im Herzen nur umso heisser, je süsser die Bilder im Traume gewesen. Oft hörte er im Schlafe das Singen und Klingen von "unserem Herrn im Stein" herüber und das feierliche Glockengeläute aus dem Alpental. — Das Bild im Stein winkte freundlich mit der Hand; der Wast aber wollte von unserem Herrn nichts mehr wissen. Er grollte dem lieben Herrgott in wildem Trotz, weil er glaubte, von ihm verstossen und verlassen zu sein.

Manchmal kam der Unglückliche mit seiner Nagelkraxe nahe an die Tiroler Grenze. Da stieg er den Berg hinan, immer höher und höher, bis er tief hineinsah ins liebe Heimatland. Die glänzenden Firne ragten wie silberne Kerzen ins blaue Firmament und darunter dehnten sich die braunen Halden aus, umsäumt von dunkelblauen Waldstreifen.

Stundenlang sass der Wast auf einem Platz und schaute und weinte hinüber ins liebe Tiroler Ländchen. Wenn dann endlich die Nacht hereinbrach und der Abendstern so hell über das Spiegelhorn herüberglänzte und -grüsste, da dachte er sich: "Da drunten schläft die Burgl und das Kind oder vielleicht sind sie noch wach und schauen auch empor zu dem hellen Sternl; da oben treffen sich unsere Blicke, die Herzen bleiben getrennt."

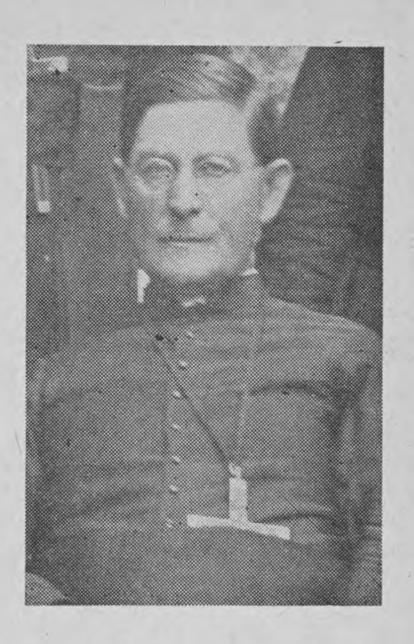
Mit tausend Banden zog es ihn über die Berge, wo der Himmel viel klarer und die Sterne viel lichter strahlen, wo die Bächlein viel munterer rauschen und plaudern, wo der Wald viel duftiger und grüner prangt. — Jedoch, als ob der Gedanke an die Heimkehr ihn erschreckte, so eilte er den Berg herab und wieder hinein in die Fremde.

Lange Zeit war der Wast in keine Kirche mehr getreten. Da kam er eines Tages nach Maria-Einsiedeln. Mehr aus Neugier als aus Andacht ging er in die Wallfahrtskirche. Lange schaute er hinauf zum Gnadenbild, dann sank er in die Knie. Es wurde ihm plötzlich so ruhig ums Herz und es beschlich ihn ein so trautes, warmes Gefühl, als sei er daheim in seinem Hause. Endlich stahl sich ein ganz verschämtes Ave Maria über seine Lippen, dann noch eins und jetzt taute sein Herz auf; die Tränen flossen, und sie linderten sein Weh. — Es trieb ihn nun mit unwiderstehlicher Gewalt, seine Gewissen zu erleichtern. Der Priester, welcher ihm dazu behilflich war, kannte die Menschenherzen bis in ihre tiefsten Winkel hinein. Bald lag das Herz des unglücklichen Hoheneggerbauern wie ein Buch offen vor ihm. Worte voll Trost und Ermunterung flossen aus seinem Munde. Er stellte dem Wast die unselige Tat in einem ganz anderen Licht vor Augen, als sie derselbe bisher angeschaut. Der Zorn, meinte er, habe ihn übermannt, übrigens habe er aus Notwehr gehandelt. Die weltlichen Gerichte, sagte er, werden ihn ganz unbehelligt lassen, seine Frau werde ihn mit offenen Armen aufnehmen; es sei ja kein Verbrechen, sondern nur ein Unglück vorhanden; es sei für ihn sogar eine schwere Pflicht, das Weib aus Kummer und Sorge zu erlösen und für sein Kind zu sorgen. — Der Wast schluchzte. Die freundlichen, überzeugenden Worte des Priesters wälzten einen Mühlstein von seiner Seele. Er versprach alles, dann eilte er wieder hin vor das Gnadenbild: "Himmelmutter, tausendmal vergelt's Gott! — Tu nur noch ein bissl auf mein Weib und mein Kind schauen!" Das war das einzige, was er hervorbrachte.

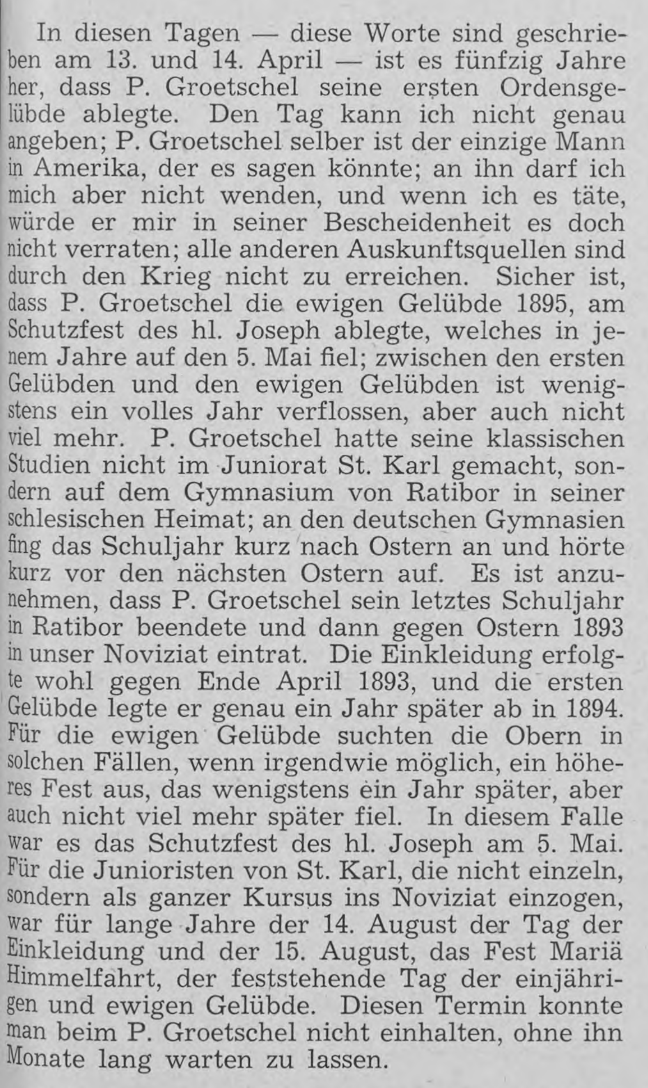
In der Nacht sah er wieder das Bild: "Unser Herr im Stein"; es winkte noch freundlicher und dringender. Am Morgen verkaufte der Wast die Nagelkraxe und erwarb sich dafür eine Bildermappe. Als reisender Bilderhändler wanderte er der Heimat zu.

(Fortsetzung folgt)

Zum goldenen Oblations-jubiläum des hochw. P. Grötschel O.M.I.



Von P. P. Habets, O.M.I.



In diesen Tagen — diese Worte sind geschrieben am 13. und 14. April — ist es fünfzig Jahre her, dass P. Groetschel seine ersten Ordensgelübde ablegte. Den Tag kann ich nicht genau angeben; P. Groetschel selber ist der einzige Mann in Amerika, der es sagen könnte; an ihn darf ich mich aber nicht wenden, und wenn ich es täte, würde er mir in seiner Bescheidenheit es doch nicht verraten; alle anderen Auskunftsquellen sind durch den Krieg nicht zu erreichen. Sicher ist, dass P. Groetschel die ewigen Gelübde 1895, am Schutzfest des hl. Joseph ablegte, welches in jenem Jahre auf den 5. Mai fiel; zwischen den ersten Gelübden und den ewigen Gelübden ist wenigstens ein volles Jahr verflossen, aber auch nicht viel mehr. P. Groetschel hatte seine klassischen Studien nicht im Juniorat St. Karl gemacht, sondern auf dem Gymnasium von Ratibor in seiner schlesischen Heimat; an den deutschen Gymnasien fing das Schuljahr kurz nach Ostern an und hörte kurz vor den nächsten Ostern auf. Es ist anzunehmen, dass P. Groetschel sein letztes Schuljahr in Ratibor beendete und dann gegen Ostern 1893 in unser Noviziat eintrat. Die Einkleidung erfolgte wohl gegen Ende April 1893, und die ersten Gelübde legte er genau ein Jahr später ab in 1894. Für die ewigen Gelübde suchten die Obern in solchen Fällen, wenn irgendwie möglich, ein höheres Fest aus, das wenigstens ein Jahr später, aber auch nicht viel mehr später fiel. In diesem Falle war es das Schutzfest des hl. Joseph am 5. Mai. Für die Junioristen von St. Karl, die nicht einzeln, sondern als ganzer Kursus ins Noviziat einzogen, war für lange Jahre der 14. August der Tag der Einkleidung und der 15. August, das Fest Mariä Himmelfahrt, der feststehende Tag der einjährigen und ewigen Gelübde. Diesen Termin konnte man beim P. Groetschel nicht einhalten, ohne ihn Monate lang warten zu lassen.

Geboren war P. Groetschel am 10. September zu Bauerwitz in Oberschlesien. Nach Beendigung des Noviziatjahres hätte P. Groetschel die philosophischen und theologischen Studien aufnehmen sollen. Statt dessen wurde er zu Anfang des neuen Schuljahres, gegen Mitte August, als Lehrer an das Juniorat St. Karl berufen. Wir hatten damals erst wenige deutsche Patres; es gab noch keine eigene deutsche Provinz; St. Karl, das deutsche Juniorat, bestand erst dreizehn Jahre, wenn wir die vier Jahre einer provisorischen Niederlassung in Heer mitrechnen; für einige Jahre hatte man sich beholfen, indem man neben einigen deutschen Patres für die unteren Klassen französische Patres für die höheren Klassen heranzog; dann wurde St. Karl eine rein deutsche Anstalt, aber das liess sich nur erreichen, indem man von Jahr zu Jahr einige deutsche Scholastiker gleich nach Ende des Noviziates als Lehrer berief; diese sollten zu gleicher Zeit die philosophischen und theologischen Studien durchmachen, ein Notbehelf, bei dem aber doch mehr erreicht wurde, als man auf den ersten Blick erwartet hätte.

So kam es denn, dass der Schreiber dieser Zeilen und P. Joseph Schulte von Allan den Pater Groetschel zwei Jahre als Lehrer der lateinischen Sprache hatten; im letzten Jahr kam P. Schweers auch noch hinzu. Es waren das zwei schöne Jahre, wenigstens für unseren Kursus. Es lässt sich einiges darüber berichten, allerdings nach dem Motto, mit welchem Friedrich Wilhelm Weber in "Dreizehnlinden" die Beschreibung der Mönche einleitet:

> Alles, ob auch das und dieses
> Herb und ungebührlich scheine;
> Die du zeigst, sie waren Menschen,
> Gute Menschen, wie ich meine."

Warum dürfte so etwas nicht im 20. Jahrhundert berichtet werden?

Mein Kursus gehörte schon zu den höheren Klassen, als P. Groetschel unser Hauptlehrer wurde, der mehr als die anderen Lehrer bei uns nach den Rechten schauen sollte. Wie kam es denn, dass ein ganz neuer Lehrer, der mit dem Leben und Treiben im Juniorat noch gar nicht bekannt war, die Sorge für eine höhere Klasse übernahm?

Soviel wir ausfinden konnten, hatten bei den Beratungen über das Schuljahr 1894-95 die älteren Professoren es abgelehnt, unsere Leitung zu übernehmen, weil wir von allen Jahrgängen der unruhigste und lärmendste wären, was auch wohl stimmte. Darauf kam es bei uns zu etwas wie zu einem stillschweigenden Uebereinkommen, dass Pater Groetschel es nicht bereuen sollte, uns sein Vertrauen geschenkt zu haben. Und P. Groetschel war mit uns so zufrieden, dass er uns auch für das zweite Jahr behielt.

Woher kam nur unser unruhiges und lustiges Wesen, das sich übrigens nicht auf unsern Jahrgang beschränkte? Es kam ja auch etwas her von unserer jugendlichen Sorglosigkeit; wir waren auch wohl der leistungsfähigste Jahrgang in jenen Jahren, vor allem kam es aber daher, dass es in jenen Jahren einige wirkliche Originale unter den Lehrern gab, die unsern Uebermut geradezu herausforderten.

Da war zunächst P. Kieffer, der älteste unter den Lehrern; er war ein sogenannter Spätberuf; erst hatte er das Baufach studiert und sich nachträglich der Theologie zugewandt. Seine hervorragendste, oder noch besser gesagt, hervorstehendste Tugend war die Demut, eine sehr notwendige und empfehlenswerte Tugend für jeden Christenmenschen und noch mehr für einen Ordensmann und Priester. Diesen Charakterzug des P. Kieffer kannte jedermann bei uns, vom Obern bis zum kleinsten Junioristen. In der Ausübung dieser Tugend ging P. Kieffer viel weiter als notwendig war; nach dem Beispiel einiger authentischer Heiligen suchte er Verdemütigung und Spott auf und zwar in aufdringlicher Weise. Wo sollte er das suchen? Nicht bei den andern Lehrern oder den Laienbrüdern. So waren auf Gottes weiter Welt nur wir Jungens noch übrig, an die er sich wenden konnte, und das tat er reichlich. Was sollten wir da tun? Wir machten ihm eben die "Freude" und amüsierten uns auch dabei. Man möge nicht denken, als wäre das Verachtung oder Bosheit von unserer Seite gewesen; nicht im Geringsten. P. Kieffer war von uns sehr geachtet; wir wussten um den Beweggrund seines Handelns und achteten ihn im Stillen um so mehr. P. Kieffer hatte auch immer eine ziemliche Anzahl Beichtkinder unter uns. Aber was sollten wir machen? Was wäre geschehen, wenn wir nicht auf seine Absichten eingingen? Vielleicht wäre er noch weiter gegangen.

Uebrigens wussten der Obere, P. Legrand, und die übrigen Lehrer, um diese Dinge. Gelegentlich sahen sie sich solche Vorkommnisse aus gemessener Entfernung an und lachten selber dazu. Wahrscheinlich konnten sie den P. Kieffer nicht von seinen Tugendübungen abbringen, und uns Jungens haben sie auch gewähren lassen.

Ein anderes Original, aber ganz anderer Sorte, war P. Nikolaus Meyer, ein Vetter von unserem P. Konrad Meyer in Salvador, aber 15 oder 16 Jahre älter. P. Meyer war ein äusserst lebhaftes Temperament und ein ebenso gutes Herz; seine Güte suchte er zu verbergen unter einer ernsten Miene ,die er schliesslich nicht mehr aus seinem Gesicht wegbringen konnte. Wer zum ersten Mal mit P. Meyer zu tun hatte, empfand ein Unbehagen und eine Scheu vor seinem Aussehen. Bis man ihn kannte; dann war es mit aller Scheu vorbei.

Das Hauptfach des P. Meyer war Griechisch. In der Klasse wollte er vor allem Leben haben, d.h. ein gutes Teil Unruhe und Lärm; in einer ruhigen Klasse konnte P. Meyer es überhaupt nicht aushalten. So sprachen wir in der griechischen Stunde sehr ungeniert mit einander und mit P. Meyer, und nicht zu leise; sehr bald schrie P. Meyer aus Leibeskräften, und wir wurden dann auch lauter. Dabei passierte einmal folgendes:

Wir vollführten eben den schönsten Lärm; da geht die Tür auf, und der Obere, P. Legrand erscheint. Wir verstummten natürlich im Augenblick und schauen den P. Legrand an; in dessen Mienen ist aber nichts zu lesen: "Rührung oder Aerger, keiner wusste, wie er's meinte". Ganz milde fragt P. Legrand: "Qu'est-ce que vous faites ici?" (Was macht ihr hier?) (P. Legrand kannte Deutsch wohl ganz gut, aber mit der Aussprache kam er nicht besonders zurecht, und so sprach er französisch, wenn sein Gegenüber es konnte). Die Frage war an uns, nicht an P. Meyer gerichtet; aber dieser stand kerzengerade da, ohne jede Zerknirschung und mit dem bösesten Gesicht, dessen er fähig war; ohne einen Augenblick zu verlieren, antwortete er mit lauter Stimme: "Mon Pere, je fais la classe." Auf Deutsch etwa: "Herr Pater, ich halte Schule." Diese Antwort hatte niemand von uns erwartet, und P. Legrand auch nicht. So schnell er konnte, drehte er sich um und Pater Meyer machte uns dann ein Kompliment, dessen "Ernst" wir sehr empfanden; ehe die Stunde fertig war, verlangte P. Meyer schon noch mehr "Leben".

Noch ungefähr anderthalb Jahr haben wir beim P. Meyer weiter gelärmt; P. Legrand hat uns nicht mehr gestört.

Vielleicht fragt sich einer: Ja, wie wurde denn da studiert? Lieber Leser, mache dir deswegen keine Sorgen; bei uns wurde studiert und gearbeitet; den Beweis dafür lieferten die wöchentlichen schriftlichen Prüfungen, um die sich Pater Legrand auch wohl kümmerte; wenn er nicht damit zufrieden war, hätten wir es zu hören bekommen, und dessen kann ich mich nicht erinnern.

P. Legrand war ein idealer Obere; er kannte seine Lehrer und seine Studenten; solange ordentlich gearbeitet wurde, liess er unserer Jugendlust reichlich Spielraum und den Lehrern ebenfalls Ellenbogenfreiheit für berechtigte und "unberechtigte" Eigentümlichkeiten. Es heisst ja auch: "Wo muntere Reden sie begleiten, da geht die Arbeit rüstig fort."

Natürlich waren nicht alle Lehrer Originale, und P. Meyer und P. Kieffer waren wohl die

besten, aber nicht die einzigen. Wir Jungens passten uns jeden an.

Wie kamen wir nun mit P. Groetschel zurecht? Sehr gut. Er muss ja gewusst haben, wie wir es manchmal bei andere Lehrern trieben. Bei ihm machten wir es vorsichtiger. Der jetzige Pfarrer von Allan, P. Jos. Schulte, war es, der für das Nötige sorgte; er griff aus einem lateinischen Text bald dieses, bald jenes Wort auf, und mit dem unschuldigsten Gesicht fragte er, was es damit für eine Bewandtnis habe. P. Groetschel sprach dann von den Feinheiten der lateinischen Sprache und dergleichen, bis er auf die Uhr schaute und sagte: “Jetzt haben wir eine Viertelstunde verloren und müssen unser Pensum fertig machen.” Schulte entwickelte mit der Zeit enie eigene Findigkeit für geeignete Worte, und immer liess sich P. Groetschel darauf ein. Uebrigens arbeiteten wir am liebsten für P. Groetschel, und es herrschte stets das schönste Einvernehmen zwischen uns.

In diesen zwei Jahren leitete P. Groetschel auch den Kirchenchor und die Blechmusik; für beides waren diese zwei Jahre eine Glanzperiode. Wir hatten allerdings auch einige sehr gute Stimmen. Wir sangen unter anderm die sechsstimmige Dreifaltigkeitsmesse von Thielen. Leider liess alles das dem P. Groetschel kaum Zeit für seine eigenen Studien, Philosophie und Theologie.

Für unsereins aber waren diese zwei Jahre eine wunderschöne Zeit. Im Sommer 1896 nahm sie ein Ende. Im Mai 1895 war eine eigene deutsche Provinz errichtet worden; einschneidende Aenderungen kamen nicht sofort; aber sie wurden vorbereitet. Die Uebergangszeit, vom bescheidenen Anfang 1881 an, in der man sich in einigen Dingen behelfen musste, so gut es ging, musste schliesslich mal ein Ende nehmen; immerhin war das Ende ein glänzendes, und das war im Sommer 1896. Diejenigen aber, welche die letzten Jahre der Uebergangsperiode und den Anfang der neuen Zeit miterlebt haben, haben noch lange daran gedacht und die neue Zeit schwer empfunden.

Im Sommer 1896 schied auch P. Groetschel von St. Karl, und mit einer Verspätung von zwei Jahren fing er das regelrechte Studium von Philosophie und Theologie an. Mit Rücksicht auf die zweijährige Lehrtätigkeit im Juniorat wurde er mit nur einjähriegr Verspätung zum Priester geweiht am 24. Mai 1900; immerhin noch ein Opfer für ihn. Im Scholastikat zu Hünfeld leitete P. Groetschel mehrere Jahre lang den Kirchenchor; es war das ebenfalls eine Glanzperiode für den Gesang, wie die zwei Jahre im Juniorat.

1901 erhielt P. Groetschel seine Bestimmung für den canadischen Westen, wo es vor allem fehlte an Priestern, die eine slawische Sprache konnten. Zunächst war er stationiert in Holy Ghost, damals die einzige polnische Kirche in Winnipeg. Sein Arbeitsfeld waren die polnischen und ruthenischen Missionen in Manitoba und sogar in Saskatchewan. 1906 wurde er Pfarrer von Holy Ghost und blieb es bis 1909; in diesem Jahre ging er nach den Vereinigten Staaten, wo er eine zeitlang Volksmissionen predigte und dann eine Pfarrei in North Dakota übernahm.

Im Oktober 1912 wurde er nach Canada zurückgerufen, und er kam nach Regina zu P. Suffa. In Regina hat P. Groetschel neben der Seelsorge viel für den Kirchenchor getan, den er auf eine ziemliche Höhe brachte.

1917 verliess er Regina und übernahm die Pfarrei Rosenthal im Südwesten von Saskatchewan. Von dort ging er 1926 nach der Rosenkranz-Kirche in der St. Josephskolonie, die er bis heute noch versieht. Auch in diesen kleineren Plätzen hat P. Groetschel sich viel um den Gesang bemüht.

Ueber Seelsorge lässt sich natürlich nicht viel sagen; es ist so ziemlich das Gleiche an allen Orten, von Tag zu Tag, Woche zu Woche, u.s.w. Ziemlich schwer war wohl die Wanderseelsorge zu Anfang in Manitoba.

Dem hochw. P. Groetschel entbieten wir unsere herzlichsten Glückwünsche zum goldenen Jubiläum und wünschen ih mviel Freude und Gesundheit für die alten Tage.

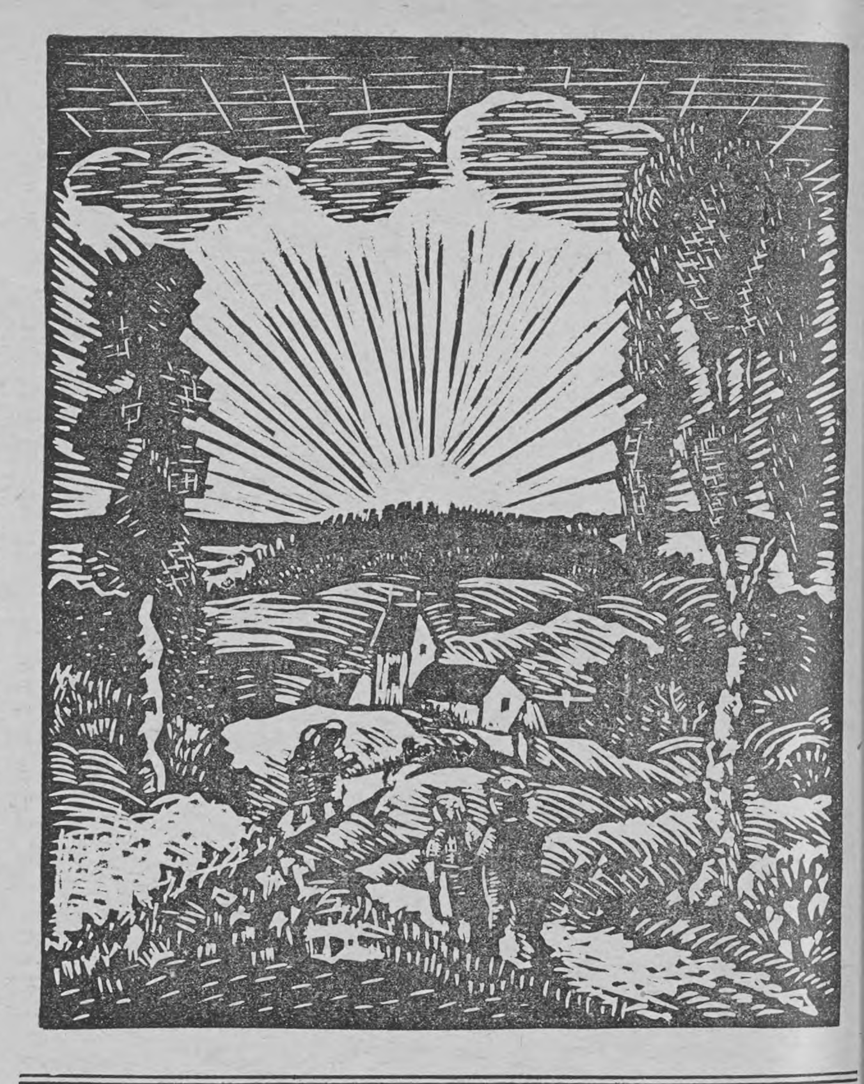
Wir sind die Flut, Du bist die Fläche,
Du bist das Licht, wir sind der Schein,
Du bist das Meer, wir sind die Bäche,
Wir sind das Werden, Du das Sein.
Wir sindd ie Not, Du bist die Fülle,
Du bist der Halt, wir sind die Hast,
Wir sind der Lärm, Du bist die Stille,
Du sel’ger Sabbath, ew’ge Rast.

Du unsre Sehnsucht, wir die Rufer,
Das Senkblei wir, die Tiefe Du.
Wir sind die Brandung, Du das Ufer,
Die Wandlung wir und Du die Ruh.
Du bist der Gipfel, wir die Schwelle,
Du bist das Leben, wir der Tod,
Wir sind die Dämm’rung, Du die Helle,
Du Abend — und Du Morgenrot!

Otto Miller.

Mai!

Vom Schriftleiter



Nun ist es Mai. Winter und Kälte sind endgültig dahin, und in Gottes weiter Natur grünt und blüht und lebt und jubelt es, dass des armen Menschen Herz wohl doch für ein paar Minuten seine Sorgen vergessen muss. Es kann der Mensch seine Seele nicht verschliessen vor den reinen Freuden des Lebens, die vor den Toren seiner Städte jene uralte und doch ewig neue Ordnung bauen, die Sonne bringt und Liebe und Frucht. All dieses Blühen und Trillern, dieses Rauschen der Bäume und diese Ruhe der Seen, dieses emsige Fliegen der Hummel von Blüte zu Blüte und dieses weite, blaue, sonnendurchglühte Meer der Lüfte: Alles das ist wie eine aus den Urtiefen der Schöpfung hervorbrechende Melodie, die zu den Himmeln singt in einer Reinheit des Lobes und des Dankes, deren das schuldbeladene Herz des Menschen nicht mehr fähig ist.

An stillen Abendstunden des Frühlings zieht es uns hinaus aus Stube und Haus. Dort droben, hoch über uns, wandern die Sterne ihre stillen Wege. Und der Glanz ihres Lichtes redet zu uns von Dingen, die grösser sind und wichtiger als all die tausend Wichtigkeiten des kleinen Menschen, die so gross werden können und so erschreckend mächtig, wenn in ihnen der Geist des Bösen wohnt .

Wie wäre es, wenn sie auch unter uns herrschte, die Ruhe der Sterne? Wenn auch wir so schuldlos geborgen uns fühlten wie das kleine Vöglein, das dort droben im grünen Baum sein Nestlein hat und schläft? Wie wäre es, wenn mit der aufgehenden Morgenröte auch von uns Menschen jenes Lied der Schöpfung zu den Himmeln emporstiege, das jetzt im Frühling alle Kreatur erfüllt? Dieses Lied, das man nicht in Worte fassen kann, von dem man aber fühlt, dass das Unaussprechbare in ihm ein Echo ist der unerfassbaren Geheimnisse Gottes?

"Wie es das Vöglein zieht zu seinem Nest, so, o Gott, zieht es uns hin zu Dir! Lang war der Winter, der hinter uns liegt. Lang, kalt und leer. Jener Winter, in dem wir das Licht der Sterne vergassen, weil wir im künstlichen, im von uns selbst gebauten Licht der elektrischen Lampen uns aufhielten. Mit diesem Licht wollten wir die Welt erhellen. In ihm sassen wir und dachten und sprachen und entschieden über grosse Dinge. Dieses Licht erhellte die Räume, in denen wir unsere Freuden suchten und das Vergessen unserer Schmerzen. Und dieses Licht: Wie oft losch unsere Hand es aus, damit tiefes Dunkel in Geheimnis hülle unsere Sünde!

Jetzt aber kam uns Dein Licht, o Herr. Und dieses Licht ist gross! Was sind all die Millionen unserer elektrischen Lampen im Vergleich zu Deiner Sonne nur, die Du jetzt im Frühling über uns aufgehen lässt? Es ist so schwindend klein, dieses Licht, das wir uns selbst gebaut. Und je kleiner und zweckloser es aussieht im hellen Glanz Deiner Maiensonne, um so mehr fühlen wir:

Zwecklos und sinnlos war vieles, was wir in unserem Licht und was wir ohne Dein Licht getan! Sündhaft war vieles. Es musste Deine Nähe aus unseren Herzen verdrängen. Und jetzt stehen wir da im ganzen Elend unserer lichtlosen Menschlichkeit.

Manchmal glüht die Liebe zu Dir, die wir nicht aus unserem Innern reissen können, manchmal glüht diese Liebe in leidenschaftlichem Feuer in uns auf. Und dann sehen wir Dich — sehen Dich zwingend, genau so wie wir jetzt im Frühling dem Lichte Deiner Sonne unsere Augen nicht verschliessen können! Wir sehen Dich, erschauernd vor dem Meer der Liebe, das, in Dir rauschend, sich uns offenbart. Und es ergreift uns heisses Verlangen, jetzt, von diesem Augenblick an, ganz nur Dir, nur Dir zu gehören, zu dienen, zu leben und zu lieben.

Dann aber, o Gott, dann kommt sie wieder, die geheimnisvolle Macht, die uns bis zum letzten unserer Nerven ergreift und uns Rausch über Rausch gibt für das Brechen Deiner heiligen Gesetze. Wir lieben Dich – und trinken doch aus Bechern, die nicht mit Deiner Liebe gefüllt. Wir fürchten Dich— und stellen unser Leben dennoch in Gebiete, die vor den Pforten der Hölle liegen. Wir zeigen auf Dich — und vergreifen uns doch mit lustzitternden Händen an Deinem heiligen Ebenbild in uns.

Wir wissen nicht, was wir sind, o Herr! Wir sind Dein — und dienen dennoch dem, was von dieser Welt ist. Wir wissen, dass von Dir die donnernden Gewitter kommen. Wir haben uns den Donner des Hasses geschaffen, und erschreckend sehen wir jetzt, dass uns die Macht über die von uns erschaffenen Gewalten aus den Händen gleitet. Deine Maiensonne geht über uns auf, und was sie im Lande der Menschen schaut, ist Jammer und Tod und Ruinen und verzweifelte Gesichter. Herr, will es Abend werden für uns? Gib uns den Hass zur Sünde, zwinge uns hinein in die Gluten Deiner Liebe, und wir werden aufatmen, wie Deine Frühlingsnatur jetzt aufatmet nach langer Wintersnacht!"

Hell liegt die Frühlingsnatur vor dem sinnenden Auge des Menschen. Des Schöpfers Geist durchweht das Leben der Maien. Und durch das Leben der Menschen weht der Gnadenstrom der Pfingsten. "Sende herab Deinen Geist, und es werden Schöpfungen entstehen, und Du wirst das Antlitz der Erde erneuern," betet die Kirche in diesen Tagen.

Wir glauben an den Heiligen Geist. Wir glauben, dass dieser Geist vor Urzeiten durch die Räume der Vorschöpfung schwebte, dass auf Sein Wort die Schöpfungen aus dem Nichts sich formten, nach Seinem Wort sich ordneten und abhängig von Seinem Wort ihr Wandern und Wandeln, ihr Blühen und ihr Sterben begannen. Wir glauben, dass Er am Tage der Pfingsten unter Brausen herabstieg auf Erden, das Antlitz einer not- und schulddurchwühlten Menschheit in ein Antlitz Christusdurchglühter Freude und Liebe umwandelnd. Wir glauben, dass dieser Geist mit den Geheimnissen Seiner Gnadenkräfte auch unser Leben umwandeln kann in das Leben eines neuen Frühlings, eines neuen Hoffens, einer neuen Freiheit und einer neuen Freude.

Er ist unter uns, der Heilige Geist. Und Er rüttelt unser letztes Fünklein Glauben in uns wach und weist hin auf jene, der die Christenheit seit Anbeginn den schönen Mai geweiht. Ein Symbol der grössten aller Gnadenwerke, das der Heilige Geist geschaffen, ist uns der Mai: Symbol der ewig frischen, gottdurchgnadeten Menschlichkeit Mariens, der Mutter Christi. Ihr sollen wir absehen das Bild Gottes im Menschen und das Bild des Friedens auf Erden.

....Weit ist unser Weg zurück zu Gott. ..In Maria hat uns aber der Schöpfer einen menschlichen Weg gegeben, der zu Ihm zurückführt. Es kommt dieser Weg aus dem gläubig betenden Herzen: "Maria, Zuflucht der Sünder, bitte für uns." Sie wird helfen, und durch sie wird der Heilige Geist den Strom Seines Lebens auf uns herabsenden — aber wir müssen beten und büssen und lieben.

"Tief wie ein Rätsel ist droben das Gottesauge. Die Engel schauen und raten eine Ewigkeit hinein in dieses Auge und lösen das Rätsel nie. Es ist immer da, sie fragen im Gesang, und es gibt Antwort immer, doch wird nie fertig."

"Immer mehr soll Gott in dir sein und du in Gott . . . bis endlich dann auch du den andern Menschen Gott schenken darfst, den Gott, der in dir Mensch geworden."

"Fruchtschwere, goldene Aehrenfelder . . . ist's nicht, als neigten sie sich immerfort vor Gottes Majestät, als neigten sie sich ob all dem Segen, den Gottes Allmacht in sie gelegt . . . Neig' auch du dich . . . tief . . . in Demut . . . um so tiefer, je mehr Er dir schenkt."

"Du änderst dich, wenn du richtig betest. Und wenn du dich nicht änderst, dann betest du falsch, eigensüchtig, selbstsüchtig, eitel und stolz."



Max Schlaumeier

Von Emil Hering

Max Meier war ein Bursche in den Jahren, in denen andere Burschen sich den Ehering an den Finger stecken lassen und gesittete Ehemänner werden. Dafür war Max Meier, der Schlaumeier, noch zu jung. Das war natürlich seine Meinung. "Wer spät heiratet, bleibt lange ledig!" war seine Ausrede, wenn man ihm in diesem Punkte auf den Zahn fühlte. Er war zwar nicht gegen das Heiraten an und für sich, aber "es hat noch lange Zeit, ich kann noch lange unterm Pantoffel sein!"

Die Mutter hätte ihren einzigen Buben gerne unter der Haube gewusst, sie war alt und sehnte sich nach dem wohlverdienten Feierabend. Sie hatte ein Leben lang gewerkt und geschafft und es wäre des Sohnes Dankespflicht, die Last des ansehnlichen Heimwesens ihr von der Schulter zu nehmen und ihr eine schaffige Schwiegertochter ins Haus zu bringen.

Schade, dass der Vater nicht mehr am Leben war! Der hätte nicht so lange stillschweigend zugeschaut und dem "Karren einen ordentlichen Stupf" gegeben. Derweil schlummerte er schon an die 10 Jahre im Grabe.

Nun war's bei "allem Unglück", wie die Mutter meinte, doch ein Glück, dass Max ein solider Bursche war, der nicht wie andere in seinem Alter, so gerne über die Stränge hieb. Sein Tagewerk tat er fleissig. Er war der Erste am Morgen bei der Arbeit, aber auch der Letzte am Abend, der sie aus der Hand tat. Da fehlte es nicht! Er hielt Ordnung und das Dienstgesinde respektierte ihn, weil er nicht bloss das Kommandieren, sondern auch das Arbeiten verstand.

Nur mit einem Punkte seiner "Tagesordnung" war die Mutter nicht einverstanden. Zweimal in der Woche — am Montag und Donnerstag — legte sich Max nach Feierabend den Sonntagsrock an und lief ins Dorf hinab zu einem Abendtrunk. Und manchmal wurde es spät, sehr spät!

Wenn der Bub nicht zu Hause war, dann konnte die Mutter nicht einschlafen. Dann floh der wohltätige Schlaf ihre Lider, dann zählte sie die Stundenschläge, die vom nahen Kirchturm in der Nacht verhallten. Sie wusste es wohl, der Bub trank nicht über den Durst und stellte auch keine dummen Streiche an. Nein, das tat er nicht. Er war ein solider Bursche.

Aber er hätte die Ruhe doch so notwendig gehabt! Kam er spät nach Haus', dann war er anderntags gar nicht so gut aufgelegt wie sonst und die Arbeit lief ihm auch nicht so flink von der Hand!

Und ganz unbegreiflich war's, dass der würdige Herr Pfarrer, der einen Bogenschuss entfernt wohnte, auch bis in alle Nacht hinein im Wirtshaus sass! Frau Meier, die so grosse Stücke auf den guten Seelenhirten hielt, konnte ihn in diesem Punkte nicht verstehen. Dem alten Herrn hätte der Schlaf noch besser getan wie dem Jungen, abgesehen davon, dass es sich für einen Geistlichen nicht schickt, bis in alle Nacht hinein im Dorfwirtshaus zu sitzen.

Nun war's schon wieder Mitternacht, und der Bub war noch nicht heim.

"Sicher ist wieder der Herr Pfarrer dabei!" murmelte Frau Meier in ihre rotweiss gewürfelten Kissen hinein. Es klang wie ein leises, böses Grollen.

Es schlug ein Viertel nach zwölf.

Frau Meier sah, wie der Mond hinter dem Tannwald aufging und bedächtig am nächtlichen Himmel sich höher schraubte. Er hatte ein so verschmitztes Gesicht, dieser gelbe Allerweltsgucker!

Es schlug halb eins.

In der Ferne krähte ein Hahn, der sich in der Stunde verrechnet hatte. Ein Hund heulte langatmig in die Nacht hinaus.

"Wenn der Bub doch bald käme!"

Frau Meier lauschte.

Da — ja, das war er. Das war sein Schritt.

"Natürlich — — !"

Ein bitterer Zug legte sich um den Mund der Mutter. Sie

hörte draussen ihren Max freundlich sprechen:

"Gute Nacht, Herr Pfarrer!"

Und dann noch ein paar Flüsterworte. Der Herr Pfarrer lief weiter, während Max ins Haus trat und so leise als möglich sein Zimmer aufsuchte, um sich für den kurzen Rest der Nacht niederzulegen. Und während er schon längst einen gesunden Schlaf tat, sinnierte die Mutter immer noch vor sich hin. Unruhig legte sie sich bald auf die linke, bald wieder auf die rechte Seite.

Nein, es war doch ungehörig vom Herrn Pfarrer, mit den Burschen und Männern bis in den Morgen hinein herumzutrinken und tolle Spässe zu erzählen. Dafür war er doch zu alt und sollte auch zu gescheit sein. Und er war schliesslich schuld daran, dass sie ihrem Buben wegen des langen Wirtshaussitzens nicht die Meinung sagen durfte. Hätte sie es gewagt, hätte ihr der Bub lachend geantwortet: "Geh, Mutter, rede mit dem Herrn Pfarrer. Er ist dreimal älter und gescheiter als ich!"

Sie war in diesem Punkte machtlos, machtlos durch den Herrn Pfarrer.

Schimpfte sie über das lange Wirtshaussitzen, dann schimpfte sie inbegriffen über den Herrn Pfarrer — und das konnte, das durfte sie nicht.

Und einmal selber mit dem Hochwürden reden? — Dazu fehlte es der guten Mutter an der nötigen Courage. Ganz bestimmt! Zudem: Hatte sie dem Pfarrer Vorschriften zu machen oder ihm in seinen Lebenswandel dreinzureden?

Freilich — es war und blieb ungehörig von dem geistlichen Herrn.

Einmal brachte sie aber doch die Courage auf. Und das kam so:

Alle Jahre einmal kam der Herr Pfarrer zu einem Hausbesuch, bei welcher Gelegenheit er den Beitrag für die Inländische Mission einzog. Diesmal bekam der Pfarrer einen grossen Beitrag. Eine Hundertfrankennote! Frau Meier glaubte damit ein Recht erhalten zu haben, ihn zu "stupfen".

Wie beiläufig fragte sie ihn: "Wie lange sind Sie nun schon in unserer Gemeinde, Hochwürden?"

"Zu Sankt Martini werden's genau 28 Jahre sein. Meine erste Amtshandlung dahier war die Taufe Ihres Sohnes Max. Ich erinnere mich daran, als wär's erst gestern gewesen!"

"A propos! — He, Max, geh eine Weile hinaus, ich habe mit dem Herrn Pfarrer etwas zu besprechen!"

Erstaunt blickte Max auf, folgte aber willig und verliess die Stube.

"Wissen Sie, Herr Pfarrer, es betrifft den Max — — Er ist ein braver, schaffiger Bursche. Ich habe in diesem Punkte nichts auszusetzen — —"

Der Pfarrer nickte zustimmend.

"Er schafft für zwei, geht fleissig zur Kirche und zu den Sakramenten. Nur eines gefällt mir nicht an ihm: Zweimal in der Woche sitzt er bis in die

---



"Das wunderbare Lied"

"In den Himmeln droben klingt seit Ewigkeit ein wundersames Lied, das ist so gross und gewaltig, so tief und reich . . . Ein einziges Wort nur ist's, was da erklingt und tönt, das rauschend die Himmel füllt in reicher Melodie. Und dieses eine Wort heisst: 'Gott'!"

"Wenn's ganz still ist wie zur Heiligen Nacht und in deinem Herzen drinnen das Wörtlein 'Gott' erklingt, fängt's da nicht an zu jubeln und zu jauchzen, wird's da nicht licht und weit in dir?"

"Dieses kleine Wörtlein 'Gott'—das wächst in dir, schwillt an zum wundersamen, mächtigen Lied in deiner Seele, das man nicht sprechen, das man nur jubeln, jauchzen, singen kann."

"Gott hat dasselbe Lied im Herzen, dasselbe Wort nur: 'Gott'."

"Wenn's in deinem kleinen Menschenherzen schon zu diesem Jubel ward, wie muss in Gott erst dieses Wort erklingen, Sein Lied, Sein ewiges Lied."

"Gott wollte, dass dieses Lied auch ausser Ihm ertöne, dass viele, viele Millionen von Wesen dieses frohe Lied mitsingen von Gottes Herrlichkeit und Gottes Grösse . . . und dass sie darin ihr Glück und ihre Freude fänden.

Und da nun alles ausser Gott zu klein ist, um dieses wunderbare Lied zu singen, so löste Er das grosse, unendliche Lied auf in viele, viele kleine Stimmen, Töne, Klänge und bildete nach jedem ein Geschöpf, gab jedem der unzählbaren, verschiedenartigen Geschöpfe Sein eigen Lied, gebildet nach dem einen Lied der Himmel, geleitet nach dem einen Schöpferwillen, der Gottesliebe, als dem Rhythmus der ganzen Schöpfung."

"Durch die Sünde kam die Dissonanz, der Misston ins grosse Lied, das Gott, der Schöpfer, in die Welt gesungen . . . Da schrie die Menschheit auf in ihrem Jammer zu Gott, dass Er sie rette aus dem wirren Durcheinander, dass Er sie wieder eine zum grossen Lied . . ."

Aus "Du und Dein Gott"
von Oberhammer.

tiefe Nacht hinein im Wirtshaus!"

"So wie ich den Max kenne, ist das nicht so schlimm, Frau Meier", begütigte der Geistliche. "Er bleibt wenigstens immer nüchtern dabei und ein Pläsier muss man dem Menschen nun einmal lassen. Wenn er dann einmal verheiratet ist, lässt er's vielleicht bleiben!"

"Heiraten? — Das ist der zweite Punkt. Wir wollen zuerst den ersten Punkt erledigen. Verzeihen Sie, Hochwürden, wenn ich meine Meinung ehrlich heraussage!"

"Ist immer das beste, Frau Meier."

"Wissen Sie, Hochwürden — es gefällt mir nicht — es ist — wie soll ich sagen?"

"Nun, schiessen Sie nur ruhig los!"

"Ich meine— es geht mich zwar nichts an — beim Bub kann man noch nicht viel sagen — wegen dem Wirtshaussitzen — er ist eben ein Bub — aber ich verstehe nicht — verzeihen Sie — —"

"Was verstehen Sie denn nicht?" half der Geistliche der Aufgeregten.

"Ich — verstehe — nicht, — dass Sie, Hochwürden auch bis in alle Nacht im Wirtshaus ho— sitzen — und erst um halb eins — wenn Wirtshausschluss ist— heimgehen. Ich meine — —"

Des Pfarrers Gesicht dehnte sich ein klein wenig in die Länge.

"Frau Meier — —!"

"Sie schaden doch sicher Ihrer Gesundheit und Ihrem guten Ruf, den Sie in der Gemeinde besitzen — —"

"Aber, Frau Meier — —"

"Ich meine es sicher nur ehrlich — —" Nun ging's wie "am Schnürchen". "Ich achte Sie sehr, Hochwürden. Aber ich meine, die Leute, besonders jene, die mit Ihnen so lange im Wirtshaus sitzen, verlieren vor Ihnen den nötigen Respekt."

"Aber, ich bitte Sie, Frau Meier —" wollte der Pfarrer einwenden. Aber sie liess ihn nicht zu Worte kommen.

"Ich kann doch dem Buben nicht wehren. Sie verstehen doch! — Es gibt mir jedesmal einen Stich, wenn ich nach Mitternacht vorm Haus den Max Ihnen 'Gute Nacht' wünschen höre. Da darf ich doch anderntags mit ihm nicht schelten, sonst — —"

Weiter kam Mutter Meier nicht.

Denn ein — furchtbares Gelächter dröhnte von den Stubenwänden wieder.

Der greise Herr Pfarrer lachte, dass ihm die Tränen über die gefurchten Wangen kugelten. Er lachte so andauernd, dass die gute Mutter Meier ganz verwirrt wurde und 'aus dem Konzept' geriet.

Was war denn nun auf einmal mit dem Herrn Pfarrer los? Er war doch nicht etwa — — ?

"Ich werde mich bessern!" versprach er lachend. "Und über den zweiten Punkt, da reden wir ein anderes Mal zusammen, nicht wahr. Auch dieser Punkt wird zu Ihrer Zufriedenheit gelöst werden!"

Frau Meier begriff nichts.

Vor dem Haus traf der Geistliche den Max.

"Du, Max, wie heisst eigentlich der Pfarrer?" fragte er ihn.

Max sah ihn verständnislos an.

"Aber, Herr Pfarrer — —"

"Ich meine, der, mit dem du nachts so um halb eins jeweils heimgehst?"

Da ging eine dunkle Röte über das Schlaumeiergesicht.

"Der heisst Fritz Kramer und ist unser Dorfschuhmacher!"

"So. Du bist doch der grösste Schlaumeier, den ich noch je angetroffen."

"Sie haben doch meiner Mutter nichts erzählt, Herr Pfarrer?"

"Ich nicht! — Aber sie mir. Und das will ich dir sagen, Schlaumeier Max, lange dulde ich keinen zweiten Pfarrer im Dorf. Es tut's an einem!"

Lachend ging er jetzt ins Pfarrhaus.

Seit dieser Zeit konnte Frau Meier den geistlichen Herrn nicht mehr recht verstehen; denn, auch Max, der Schlaumeier, hatte ihr nichts verraten. Er schwieg, bis dann doch endlich "der zweite Punkt" zur Erledigung kam und an der Hochzeitstafel der Herr Pfarrer von ihm die Erlaubnis erhielt, den "zweiten Pfarrer" offiziell abzusetzen, denn von jetzt ab gelüstete es Max nicht mehr nach dem Wirtshaus — wenigstens vorläufig nicht. Und da war nun auch Mutter Meier selig und dankte dem greisen Hochwürden im stillen und unter vier Augen, dass er Maxens "Ungehörigkeit" als seine eigene getragen. Sie war halt doch stolz auf ihren Buben, den "grössten Schlaumeier", wie ihn der Herr Pfarrer genannt.

Regeln der Hauswirtschaft

Sei häuslich: Betrachte die Hauswirtschaft als Grundlage der Heimgestaltung, als Mittel zur Stärkung und Erholung der erwerbstätigen Hausgenossen.

Ordne deinen Haushalt: Bring jedes Ding an seinen Ort, damit du es bei Bedarf gleich zur Hand hast; du ersparst dir Weg und Zeit und Aerger. Eine geordnete Wohnung macht Freude.

Wirtschafte am rechten Platze: Verschwende nicht, wo es mit weniger ebensogut geht. Knausere nicht, wo es dem Wohlbefinden der Hausgenossen schaden könnte. Verwende einen etwaigen Ueberschuss, sei es Ware oder Geld, zur Verschönerung des Alltags.

Nütze die Zeit: Am Tage ist besser arbeiten als in der Nacht; bei kluger Einteilung ist das Essen zur rechten Zeit fertig.

Die Hauswirtschaft ist dein Reich: Mache dir selbst erdachte Hausregeln zum Grundsatz und sorge, dass auch die Hausgenossen diese brauchen.

Schone die Einrichtung: Richte dir deine Wohnung ein aus bestem Material. Gebrauche sie tüchtig, da sie nicht toter Besitz sein soll, aber missbrauche sie nicht durch Ueberbeanspruchung.

Schildbuerger :: vom Brummbaer

Der Reiseonkel hat ausgereist. Jetzt sitzt er da, und schaut sich die spassige Menschenwelt von oben an. Denn als er in den Bergen herumzog mit Indianern und Bären, hat sich die ganze Welt auf den Kopf gestellt. Es fliegt und schiesst um ihn herum, dass einem Hören und Sehen vergeht, dabei ein Lärm von Menschen und (Zeitungs)-Blättern mit den schönen Namen Propaganda, Weltanschauungen, Neu-Ordnung, Friede, Freiheit, Menschlichkeit, Christianität, Zivilisation, Kultur—und unter allem ein Schmutz und Dreck, ein Seelengestank, als ob die ganze Welt von einer offenen Krebswunde aufgezehrt würde. Und da soll man schreiben. Nun, also, wenn es auch grob kommt. Der Reiseonkel verwandelt sich in einen Brummbär.

Die Hauptsache bei einem Artikel ist die Ueberschrift. Wenn die mal richtig ist, kommt das Andere von selber. Aber wie eine richtige finden für diesen Artikel? Die nicht zu viel sagt und nicht zu wenig, und doch zart und deutlich erkennen lässt was man sagen will? Zuerst kam dem Brummbär das Wort "Puck" in den Sinn. Das ist nämlich ein spassiger Kerl, den Shakespeare in seinem "Kobold" nennt, so ein Teufelchen, das den Menschen die Sinne verwirrt, so dass sie ganz Spassiges sehen, und eine Königin soweit bringt, dass sie sich in einen richtigen Eselskopf verliebt. Aber dem Kerl ist nicht zu trauen, der könnte auch noch den Brummbär dumm machen, und dann wäre kein Gescheiter mehr da.

Wie wäre die Ueberschrift "Eine Geschichte zum Totlachen"? Aber das wäre zu gruselig. Wisst ihr, wo das Wort "Totlachen" herkommt? Das kommt von den alten Schweden, die im dreissigjährigen Krieg den armen Bauern die Fussohlen mit Salz einrieben, und dann eine Geiss herholten, um sie abzulecken. Das war zum Totlachen, aber man blieb tot dabei. Nein, das ist zu stark.

Sollen wir sagen "Münchhausen"? Aber das könnte die Herren der Presse und vom Radio schwer beleidigen, die ja, wie wir wissen, immer die Wahrheit sagen, die ganze Wahrheit — und weiter nichts. Nein, nein, die Ueberschrift darf nicht bitter sein, nicht sarkastisch, sie darf nur humoristisch sein, und "brummig", wie es für einen gemütlichen "Brummbär" passt.

Nun, so sagen wir: "Schildbürger". Ihr kennt sie ja, die komischen Helden des deutschen Märchens, die immer alles falsch anfassten, die den Hausbau immer mit dem Dache anfingen, den Teich trocken legten, um die Fische zu fangen, das Haus ohne Fenster bauten, und dann das Licht mit einem Sacke auffingen um die Zimmer hell zu machen, und so vieles andere Spassige taten, aber immer in allem Ernst und Eifer, so dass wir manche lustige Stunde beim Lesen verbracht haben.

Also, die Ueberschrift haben wir, und wie gesagt, kommt der Artikel von selber, wenn mal die richtige da ist.

Da stehen unsere modernen Schildbürger vor ihrem Haus, das nicht sie gebaut haben, denn dann wäre es nie fertig geworden, sondern ihre vernünftigen Voreltern, die ja noch keine "Schildbürger" waren. Die Schildbürger aber haben das Haus "verbessern" wollen. Und in ihrer Gescheitheit fingen sie mit dem Fundament an. Nun, das hat lange gedauert, und was geschah? Das Haus wurde ganz schief und wackelig, die Mauern wurden rissig, das Dach bog sich und krachte, die Fussböden gingen schief, auf und ab, die Treppen brachen durch, es war bald nicht mehr zu wohnen in dem puckelischen Gebäude. Da rief der Bürgermeister der Schildbürger eine Ratsversammlung ein, was zu tun wäre, um das Haus wieder "richtig" zu machen. Ein Völkerbund wurde eingesetzt, internationale Konferenzen der Grossmächte zusammengerufen, beraten, geschwätzt, aber nichts getan. Schliesslich wurde man "wütig". Einer gab dem Andern die Schuld, es kam zum Streit, und am Ende ging der Krieg los. Man nahm Kanonen, Schiessgewehr mit Pulver und Granaten, flog durch die Luft, schwamm unter Wasser, und einer machte den andern tot, so dass es eine wahre Lust war. Das war der grosse "Schildbürger-Krieg". Das Haus aber blieb schief und wackelig, wie zuvor. Aber jeder dachte bei sich: wenn nur einmal all die andern totgeschlagen sind, und nicht mehr dreinreden können, dann wird auch das Haus von selber wieder grad. Oder wir werden unsere eigenen Mittelchen gebrauchen können, die helfen sicher. Wir sind ja Schildbürger, und die können es.

Unsere eigenen Mittelchen. Wir haben sie ja, und die sind doch so einfach. Die Neu-Ordnung haben wir ja schon festgelegt, die "Punkte" genau aufgezählt, die "Grossen" sind zusammengekommen, und alles ist bis auf das letzte Tüpfelchen geregelt, wie wir das Haus wieder "fixen" werden, wenn mal der Krieg vorüber ist. Das ist doch so einfach, wie gesagt. Die Risse in den Wänden, die kleben wir eben zu mit Papier. Zeitungspapier ist ja billig—und gut kleberig. Das

Dach machen wir von Blech, das gibt immer nach, und kracht nicht, und passt sich jeder Meinung an im Namen der Freiheit. Die Bretterböden, die immer schief gehen, reissen wir einfach aus. Man kann ebenso gut auf den Zwischenbalken (2 bei 8) hucken. Die Hühner tun es ja auch, und es schadet ihnen nichts. Die dummen Treppen? Weg mit ihnen, Hühnerleitern sind grad so gut, und einfacher. Die Fenster nagelt man zu mit Brettern. Zu viel Licht ist nicht gut für den Verstand, und am Ende könnte uns der Herrgott noch vom Himmel herab ins Haus schauen, und das wäre doch ungemütlich.

Und jetzt ans Fundament. Das dumme Fundament, das Schuld ist an der ganzen Geschichte. Wir hatten ja schon tüchtig drunter gegraben, um es fester zu machen, und es hat sich doch immer nur mehr gesenkt. Da muss radikal geholfen werden. Also: weg mit dem ganzen Fundament. Wer sagt denn, dass man ein Fundament braucht unter einem Hause. Das sind veralterte Ansichten, wir Modernen wissen es besser. Im Namen der Freiheit: weg mit dem ganzen Kram, und jeder kann sich seine paar Hölzchen unterstellen, wie er will, und alles wird gut.

Gott sei Dank. Alles ist gefixt. Auf Schildbürger-Weise.

Lieber Leser. Gelt es wird ungemütlich. Sagt der Brummbär nicht zuviel? Aber vergiss nicht, der Brummbär sitzt oben auf dem Berg, und "von oben" sieht sich die Welt immer anders an als "wenn man drinnen ist". Nicht um zu tadeln und zu kritisieren. Der Brummbär weiss, dass es den Menschen da unten blutig ernst ist mit ihrer "neuen Ordnung", dass die Edelsten und Besten unter den Menschen eine Lösung suchen in all dem Jammer und Elend, das uns umgibt, und Gott möge geben, dass all das Blut, das jetzt vergossen wird in der Ueberzeugung, für eine hohe und heilige Sache zu kämpfen, mit all den Tränen der verlassenen Mütter—der Welt die Gnade erlange, den wahren Weg der Rettung zu finden. Aber schon der edle Heide sagte: "Amicus Plato, sed majus amica veritas", das heisst: So lieb mir auch die Menschen sind, die Wahrheit ist mir lieber—und auch gesünder für die Menschen, wenn sie auch bitter schmeckt. Und da kommt uns das Wort Gottes in den Sinn: Wenn der Herr das Haus nicht baut, so bauen die Bauleute umsonst, wenn der Herr die Stadt nicht bewacht, hilft alles Wachen der Wächter nichts. Und einmal müssen wir Katholiken uns klar werden über die katholische Lösung dieser ganzen Weltfragen, denn **nur sie** kann die Welt retten. Und um da klar zu werden, hilft auch kein Deutsch-Sprechen, da muss "katholisch" gesprochen werden, ob es auch manchmal anders klingt, als was wir gewohnt sind. Der Brummbär wird daher das nächste Mal den Schildbürgern erklären, wie man ein Haus "fixen" muss, so dass es fest steht, und man als Menschen darin wohnen kann—keinem zu Leide, und vielen zum Nutzen.

GUTE MEINUNG

Jede Arbeit, die ich habe,
Jede Scholle, die ich grabe,
Jeder Fusstritt, den ich gehe,
Jeder Faden, den ich drehe:
Alles meinem Gott zu Ehren
Hier und dort sein Lob zu mehren!

Alle Worte, die ich sage,
Alle Lasten, die ich trage,
Alle Werke, die ich tue,
Alle Stunden, wo ich ruhe:
Alles meinem Gott zu Ehren,
Hier und dort sein Lob zu mehren!

Jede Regung meiner Hände,
Tages Anfang, Mitte, Ende,
Jede Zeile, die ich schreibe,
Jedes Glied an meinem Leibe:
Alles meinem Gott zu Ehren,
Hier und dort sein Lob zu mehren!

Jedes Tröpflein Blut im Herzen,
Jede heisse Glut der Schmerzen,
Jede lichte Freudenstunde,
Jede bitt're Leidenswunde:
Alles meinem Gott zu Ehren,
Hier und dort sein Lob zu mehren!

Die Hausfrau in Sprichwort und Sinnspruch

In einer Welt, in der alles schwankt, bedarf es eines festen Punktes, auf den man sich stützen kann. Dieser Punkt ist der häusliche Herd, der Herd aber ist kein fester Stein, wie die Leute sagen, sondern ein Herz, und zwar das Herz einer Frau.

* * *

Des Mannes Sache ist es, zu verdienen; Sache der Frau, richtig auszugeben.

* * *

Ist eine liebe Frau im Haus,
So lacht die Freude zum Fenster hinaus.

* * *

Eine schöne Frau ist schön; eine treue, tugendhafte Frau ist noch schöner.

* * *

Leichtsinn in der Jugend führt zu Tränen im Alter.

* * *

Wer im Leben alles schwarz sieht — schaue über sich und erfreue sich wenigstens am unverfälschten Blau des Himmels.

Die Bewahrung von Recht und Sittlichkeit ruft zu Dir um Hilfe!

Tag für Tag wagen unsere Soldatensöhne ihr Leben, geben sie hin ihre ganze Kraft und ihren ganzen Mut, damit Recht über Macht triumphiere und Gerechtigkeit über Tyrannei — während wir hier in Sicherheit und Bequemlichkeit leben.

Alles das ist schön und wahr. Und alles, was wir an Menschlichkeit in unseren Herzen tragen, zwingt uns mitzufühlen und Hilfe zu geben denen, die, fern von Heimat und Familie, in ununterbrochener Lebensgefahr sich befinden.

Der Krieg in Europa hat sich lang hinausgezogen. Jetzt nähert er sich seiner Krise. Zu denken, dass dieser Kampf sich bereits seinem Ende nähere, ist zwar wünschenswert, aber auch gefährlich! Das Schlimmste, die blutigsten Kämpfe, stehen immer noch vor uns.

Es fordert dieser ernste Kampf eine Unmenge von Waffen und von Versorgungsmitteln. Verluste müssen ausgefüllt, und Reserven müssen gebaut werden. Die Geldauslagen für alles dieses sind unaussprechbar hoch. Das Leben eines jeden Canadiers an der Heimatsfront ist von denen verteidigt und beschützt, die an der Schlachtfront stehen. Der Schutz, den wir hier im Lande geniessen, fordert, dass wir auch jenen helfen, die auf den Kriegsschauplätzen stehen.

Willst du helfen, den Krieg zum schnellen Ende zu bringen, willst du, dass unsere Jungen bald wieder heimkehren, willst du Ungerechtigkeit und Tyrannei aus unserem Leben ausgerottet haben, dann kaufe für jeden Dollar, den du entbehren kannst

HEUTE VICTORY BONDS





National War Finance Committee.

Das Programm wirtschaftlicher Selbsthilfe

(Co-operative Movement)

Von. P. Jos. Schneider O.M.I.

Der Krieg drückt immer schwerer auf alle Schichten der Gesellschaft. Die Nachkriegszeit wird vielleicht noch schwerer werden. Man hat uns "freedom from want and fear" in Aussicht gestellt. Ein Leben in gesicherter Stellung. Friedliches und fröhliches Wohnen in den vier Wänden unserer Häuser. Und doch kann man sich der Angst vor drohenden Gespenstern nicht erwehren. Arbeitslosigkeit, Armut, schlechte Zeiten kündigen sich an. Schon schliesst die Schwerindustrie teilweise ihre Tore. In schwindelerregendem Tempo hat sie Tanke und Motore für schwere Bomber fabriziert. Nun ist's genug, und man muss sich langsam auf Friedensarbeit umstellen. Das aber kann nur in sehr geringem Masse geschehen. Fünfzehn Prozent der Arbeiter benötigt man dafür; 85 Prozent müssen sich nach einer anderen Erwerbsmöglichkeit umsehen.

Im allgemeinen werden die ersten Nachkriegsjahre ja noch Glanzjahre sein in Herstellung und Verbrauch von Gütern. Neue Kleider müssen beschafft, neue Autos gekauft werden. Kriegswunden werden geheilt und Kriegsschäden in allen Ländern ausgebessert. Aber dann? Dann wird's vielleicht genau so schlecht wie in den '30-ger Jahren. Das Herz sträubt sich gegen den blossen Gedanken daran. Ich aber frage: "Gibt es gar keinen Weg, der Menschheit endlich ein besseres Los zu bescheren? Gibt es, besonders für die breiten Massen der Armen und Besitzlosen, kein Mittel ihnen zu einem sorgloseren Dasein zu verhelfen? Es ist eine grosse Frage, und wir alle suchen die Antwort für sie.

Einige haben als Lösung politische Aktion vorgeschlagen: Sozialismus und Kommunismus. Aber die bietet keine Aussicht auf durchgreifende Besserung. Arbeiter - Verbände kämpfen um höhere Löhne. Auch das ist nicht die Lösung des Knotens. Denn höhere Löhne führen unwiderruflich zu höheren Preisen im Lebensunterhalt. Fabrikherren haben ihren Arbeitern einen gewissen Anteil am Profit zugesprochen (profit sharing plan). Es hilft; aber eine grundsätzliche und dauernde Besserung bedeutet es nicht. Verschiedene Verbindungen (Wheat Pool, Farmer Unions) haben sich zum gemeinsamen Verkauf ihrer Erzeugnisse zusammengeschlossen. Es hat ihnen gewisse Vorteile gebracht; aber weit führt es sie nicht. All diese Versuche haben sich für arme Leute mehr oder minder als aussichtslos erwiesen. Schade, dass man sich noch nicht auf einen viel einfacheren und durchschlagenden Weg geeinigt hat! Er heisst für jeden Einzelnen: "go right into business"—schaffe dich selber hinein ins Geschäft; dorthin wo die reichen Gewinne fliessen und wo für jeden genug abfällt für ein besseres und gemütlicheres Leben. Nur HIER liegt die Rettung für dich und deine Kinder. Lässt es sich machen? Ich sage: Ja, es lässt sich machen.

Gibt nicht der Grundsatz "free enterprise" jedem dazu eine Gelegenheit? Er heisst ins Deutsche übersetzt: Freie Bahn dem Tüchtigen! Viele haben ihn benutzt und sind zu Reichtum und Einfluss gelangt. Dort wo einer nicht Geld genug hatte, haben sich zwei oder mehrere zusammengetan und ihr Schäflein ins Trockene gebracht. Man nennt es "joint stock company" oder "corporation". Nun fragen wir: warum sollten nicht Hunderte in Stadt und Land dasselbe tun?

Kann nicht jeder sich langsam etwas Geld zusammensparen? Kann nicht jeder seine Cents aufbewahren statt sie verspielen und Bier zu trinken und "chewing gum" zu schlecken? Und statt so manchen Taler zu verschwenden auf nutzloses und überflüssiges Zeug? Welche Aussichten, wenn 20 oder 40 oder 100 sich zusammenschliessen und ein Geschäft aufmachen! Wenn Freunde und Verwandte, ein ganzes Dorf, ein ganzer Distrikt, sich entschliessen, das gleiche zu tun! Sie würden mit ihren Pfennigen eine "Company" gründen und langsam alles für Einkaufspreis kaufen: Oel und Kohle und Maschinerie, "stock, feed and binder twine." Und die grossen Gewinne, die sonst vom Vertrieb jener

Güter in die Taschen der Agenten und Grosshändler fliessen, würden in der eigenen Familie bleiben. Sie würden (wegen billigeren Preisen) entweder gleich im Sack des armen Schluckers bleiben oder am Ende des Geschäftsjahres als Dividenden in seine Kasse zurückgeleitet werden.

So etwas lässt sich machen und ich sage: warum sollten wir es nicht machen? Und Tausende, die es mit Erfolg versucht, rufen uns zu: "Wenn du vernünftig bist, wirst du es so machen." Ja, es ist gegenwärtig eine ganze Bewegung im Land, die dich drängt: "Warte nicht länger. Hilf dir selbst und den Deinen. Erwarte keine Aenderung deines harten Loses von den Millionären. Auch nicht von der Regierung. Geh selber ran und zieh dich selber aus dem Sumpf." Man nennt die Bewegung "Co-operative Movement".

Am 21. Dezember 1844 trat sie ins Leben. Im Städtchen Rochdale, in England. Sie wurde von armen Leuten in Gang gebracht, von Arbeitern und kleinen Handwerkern, die die neuerfundene Webemaschine des Brotes beraubt und auf die Strasse geworfen, denen eine verständnislose Regierung den Zusammenschluss zur Erzwingung besserer Beachtung durch die Arbeitgeber gesetzlich verboten hatte. Sie taten sich zusammen und mit wenig Geld, aber viel Entschlossenheit, beschritten sie die Bahn, die sie aus schwarzem Elend zu ungeahntem Wohlstand emporführen sollte. Von England fand die Idee schnelle Verbreitung und heute zählt sie 70 Millionen Anhänger in 39 verschiedenen Ländern. Wie soll nun dein und mein Distrikt denselben Plan verwirklichen?

Der erste Schritt dazu wäre die Gründung einer Volksbank (Credit Union). Ein jeder, der entschlossen ist zum Sparen, bringt sein Geld; jeden Dollar, den er erübrigen kann. Und dieses Geld liegt nicht untätig im Kasten drin. Es wird damit gewirtschaftet. Der eine will ein Haus bauen, der andere einen Stall; der dritte braucht Geld für eine dringende Operation. Von den grossen Banken kann er's nicht bekommen; weder für kurze noch für längere Zeit; nicht einmal wenn er 10,000 Buschel Weizen oder einen vollwertigen "land-title" als "mortgage" anbietet. So kommt er zur "Volksbank" im Distrikt. Von ihr erhält er die Anleihe für mässige Zinsen und auf kurze oder lange Zeit. Der Gewinn aus diesem Handel wird gebucht und später, je nach Kapitalbeteiligung, an die Aktienbesitzer verteilt. Heute gibt's in Ost-Canada 400 solcher Credit Unions, mit 2 Millionen Dollar Betriebskapital. Sind sie ihrer Sache sicher? Oder leben sie in ständiger Angst vor möglichem Zusammenbruch? Die Credit Union bietet grösstmögliche Sicherheit. Nicht nur bespricht der "loan board" vor der Gewährung der Anleihe die Zuverlässigkeit der Antragssteller; der "board of supervision" und "board of directors" prüft die Rechnungsbücher ohne Unterlass, und einmal im Jahr ist ein Regierungsmann an Ort und Stelle, um den ganzen Geschäftsbetrieb zu überprüfen. Die Credit Union im Distrikt ist für den armen Mann der erste Schritt zur Verbesserung seines harten Daseins.

Eines Tages kommt dann der zweite Schritt. Sobald der Geldbestand es erlaubt, schreitet man zum "wholesale"-Ankauf von Waren und Farmgütern. Dahin gehört die Besorgung von Brennmaterial, von Gasoline und Oel, von Stacheldraht und Binderschnur. Und wenn das einmal losgeht, rollt nicht nur Kleingeld zu deiner wirtschaftlichen Erlösung: es kommen dir grüne Dollarscheine in die Stube geflogen; Dollar um Dollar, die im Einzelkauf dir verloren gegangen wären, nun aber, Dank der Zusammenarbeit in der Credit Union, dir und deiner Familie zugute kommen.

Schliesslich kommt der dritte Schritt. Die Orts- und Distriktsgruppen in der Co-op. Bewegung werfen nämlich ihr Geld zu noch grösseren Unternehmungen zusammen. Von der Errichtung von Warenhäusern kommt es zur Errichtung von Fabriken. Rohmaterialien werden angekauft und verarbeitet. Man geht an die billige Selbsterzeugung von Gütern: Mehl, Oel, Leder usw. Und zur Krönung und Vollendung der wirtschaftlichen Selbstversorgung erwirbt man dann noch Eigentum im grossen Stil: Farm- und Ranchland; Oelquellen; Waldgebiete und Kohlenfelder. Und das alles im Dienste der breiten Massen des Volkes; zur billigen "wholesale"-Belieferung des armen Mannes. Dienen ist die treibende Gewalt, die dahinter steckt; nicht Verdienen.

Und welche Verbesserungen können nicht allein innerhalb des Distriktes durchgeführt werden! Die Credit Union kann es zum Erwerb eines Lumber Yards bringen; kann das Baumaterial beschaffen für billige Häuser und Ställe. Sie kann, wie in den grossen Städten, elektrische Selbstversorgung in die Wege leiten, zu billigsten Preisen. Sie kann ihren eigenen Telefondienst einrichten, wie man es in Quebec getan. Die Jahresunkosten belaufen sich per Teilhaber auf $2.50 (statt $25—$30 in Saskatchewan). Sie kann eigene Kornspeicher herrichten zur Herstellung von Futtermitteln. Sie kann, in Verbindung mit benachbarten Ortsgruppen, Hagel- und Feuerversicherung betreiben. Sie kann einen Gemeinschaftsvertrag abschliessen mit Aerzten und Hospitälern, zur Beschaffung von Vorzugspreisen für ihre Mitglieder. Sie kann ihren eigenen Totendienst herrichten, zur Verringerung der Begräbnisunkosten. Oeffnen sich da nicht allerlei verlockende Gefilde vor deinen staunenden Augen? Ueberall zeigt sich derselbe grosse Grundgedanke: die unbegrenzten Vorteile des "wholesale business" auszunutzen, zum Besten des armen, kleinen Mannes!

All das nun bedeutet, auf den ersten Blick, einen schweren Rückschlag auf die meisten

Privatgeschäfte im Distrikt. Bei näherem Zusehen findet man, dass die verschiedenen Agenten gute Anstellung finden können in der Co-op. Sie braucht zuverlässige Männer mit Geschäftserfahrung. Auch die Kleingeschäfte brauchen bei weitem nicht ihre Tore zu schliessen. Sie werden den einen oder andern Artikel auf ihrer Warenliste aufgeben müssen. Aber im übrigen können sie sich auf die gesteigerte Kaufkraft der Co-op.-Mitglieder verlassen. Man betrachte doch einmal die gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse. Der Krieg hat überall Beschäftigung gebracht mit guten Löhnen. Mit der Kaufkraft geht eine unerhörte Kauflust Hand in Hand. Eine riesige Anfrage nach Gütern macht sich allenthalben kund, die überall das Preisgesetz durchbricht. So wird auch nach dem Kriege ein riesiger Warenumsatz statthaben, dort, wo die Leute das Geld zum Kaufen in der Tasche haben. Und dieser beglückende Gegensatz zur Vorkriegszeit wird sich nicht nur in engen Grenzen zeigen. Denn wer Geld hat, lässt seine Kinder studieren; er erlaubt sich manche Erholungsreisen zu Wasser und zu Lande. Er wird Haus und Hof aufrichten und verschönern und sich selber immer wieder neue Kleider und Schuhe kaufen. In einem Wort: die Co-op.-Mitgliedschaft hat einen bisher nie gekannten Lebensstandart im Gefolge und damit eine Ankurbelung und allgemeine Belebung aller Erwerbszweige in Handel und Industrie.

Sogar die Religion empfängt von ihr neue Antriebe zum Guten. Bettlerei und ewige Armut erziehen keine wahren Christen. Sie machen die Menschen irre an Christus und an Gottes Weltregierung. Eine gerechtere Verteilung der irdischen Güter kann die Sache der Kirche nur befördern.

Wie gefällt dir nun die Geschichte? Fühlst du nicht die mächtige Anziehungskraft der Bewegung, wenn du irgendwo an einer "Co-op. filling station" anhälst und jede Gallone Brennstoff 5 Cents billiger erhälst? Macht für 10 Gallonen einen halben Dollar! Du kannst diese Freude vervielfachen. Brauchst dich nur zur entschlossenen Tat aufzuraffen und dich der Co-op.-Bewegung anzuschliessen. Andere haben das System ausgeklügelt und mit viel Mühe ausprobiert. Sie haben glänzenden Erfolg dabei erzielt. Denk nur an die Pioniere des Unternehmens in Rochdale (England). Es waren ihrer 28 am Anfang und ihr Kapital belief sich auf $140.00. Fingen an mit dem Verkauf von Tee, Hafermehl und Zucker. In drei Jahren stieg die Mitgliedschaft auf 1,850 und ihr Betriebsvermögen auf $75,000. Beim goldenen Jubiläum 1894 zeigte ihre Mitgliederliste 12,000 Namen und ihr jährlicher Güterumsatz die stolze Summe von 1½ Millionen Dollar.

Denselben Erfolg hatte das Zusammenarbeiten der Bergleute in den Kohlenfeldern von Sydney Mines in Nova Scotia. Angefangen im Jahre 1906, steigerte sich der Warenvertrieb in 23 Jahren auf einen Wert von 1¾ Millionen.

Noch eindrucksvoller ist die Geschichte des armen Fischerdorfes Point Sapin in New Brunswick. Zwölf Familien begannen das Werk der Selbsthilfe in 1935 mit einer $2,000 Anleihe von der Regierung. Heute steht das ganze Anwesen ausgezeichnet. Aus finanzieller Versklavung und Aussichtslosigkeit haben sie sich emporgearbeitet zu hoffnungsfrohen, freien und stolzen Menschen.

Sollten wir's ihnen nicht nachzumachen suchen? Die Co-op.-Bewegung ist eine neue Geschäftsidee, ein neues Wirtschaftsideal. Sie erstrebt die brüderliche Verteilung des ungeheuren Gottessegens auf der Welt. Sie ist der beste Schlag gegen gewissenlose Geldfresserei und Preisdiktatur. Sie soll und wird die direkte Umkehrung der bisherigen Verhältnisse zuwege bringen: nicht mehr wenige reich und viele im Elend, sondern möglichst ALLE wohlversorgt und nur jene im Elend, die es nicht anders wollen. Sie bedeutet ein froheres, freieres und volleres Leben, so wie es für Kinder und Erben Gottes sich geziemt. Sie ist die christliche, die katholische Lösung der sozialen Frage.

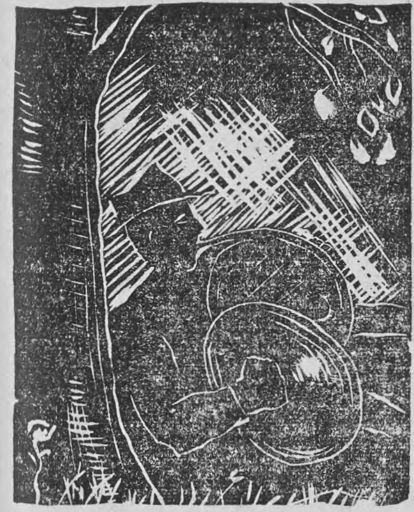
Ich bin, Herr, zu dir gekommen;
Komme du nun auch zu mir!
Wo du Wohnung hast genommen,
Da ist lauter Himmel hier.
Zieh in meinem Herzen ein
Lass es deinen Tempfel sein.

Das Schicksal ist ein Wirbelwind,
Ein armes Blatt das Menschenkind.
Er treibt's zu Tal, er hebt's zum Hügel —
Das Blättchen rühmt sich seiner Flügel.

Du weisst, ein Leid aus Gottes Hand
Durchläutert dich wie Feuerbrand.
So lerne, wenn dich Menschen kränken,
Dass Gott auch dies dir schickt, zu denken.
Das mindert zwar nicht ihr Verschulden,
Aber es reinigt dein Erdulden.

Ein zornig Weib ist gleich getrübter Quelle, unrein und sumpfig, widrig, ohne Schönheit; und ist sie so, wird keiner, noch so durstig, sie würd'gen, einen Tropfen draus zu trinken.

Shakespeare.



Der Sohn der Hagar

Roman von Paul Keller

(Fortsetzung)

Und dann die Lore.

Wie er an die Lore denkt, wird auch sein Gesicht hell, und er gönnt den Pferden einen freudigen Zuruf.

Ein Schwarm verspäteter Vögel fliegt noch fernhin nach Süden. —

Pflüg', armer Bauer, pflüg' das nordische Feld! Es ist nicht dein Feld und wird nicht deine Ernte sein. Aber in Herbstnebel und kaltem Wind sollst du den Acker bestellen und in enger Klause warten, wenn die Saat schläft unter Eis und Schnee. Wir aber fliegen der Sonne entgegen über die blinkenden Berge und durch die rosenroten Wolken, die über südliche Meere gehen, und werden bei fremden Blumen sein und vor fremden Zelten singen. Doch wenn im nächsten Jahre die Frucht reift auf deines Herrn Acker, dann kommen wir mit unsern Kindern und kosten die besten Körner.

Pflüg', armer Bauer, pflüg' das nordische Feld! — Da war vor sechs Tagen auch einer fortgezogen—Berthold Hartmann, der Sohn seines Herrn. Rorbert hatte ihn zur Bahn gefahren auf dem kleinen Korbwagen, und die Lore war auch mitgefahren, weil sie in der Stadt Besorgungen machen sollte.

Ein Lächeln geht über Roberts Züge, da er an den Abschied denkt. Da hätte einer freilich die verschlossene lieblose Frau Hartmann nicht wiedererkannt. Wie sie im Hause herumrannte in ihrer Abschiedsaufregung, wie sie die zwei Riesenkoffer mit allem Möglichen für Berthold vollfüllte, wie sie ihm noch einmal alle Leckerbissen vorsetzte.

So ist's um die Mütter. Die eine tut nichts, als ihr Leben lang Kisten und Kasten zu füllen, die andere stirbt, ehe sie dem hungrigen Kindlein auch nur einmal die Brust reichen konnte.

Die Liebe zu eignem Fleisch und Blut ist die leichteste und darum die unverdienstlichste auf der Welt. Aber da die Sonne, unter der unsere Welt lebt, die Selbstsucht ist, kann es nicht anders sein, als dass jene Blutsliebe als eine rote "herba officinalis" auf allen Aeckern ins Kraut schiesst, während die allgemeine Menschenliebe nur auf einsamen, stillen Feldrainen gedeiht und die Feindesliebe ein Edelweiss auf steilen Felsenklippen bleibt, nach denen nur die Stärksten und Lichthungrigsten streben.

Wie sie schaffte, wie sie eine Fürsorge zeigte, die bis ins Lächerliche ging. Er solle sich beim Militär nur nicht erkälten. Als ob schon je einer beim Militär gewesen wäre, der sich nicht erkältet hätte! Es war sehr albern, wie sich diese Frau benahm. Als sie dann endlich auf der Landstrasse hinfuhren: die Lore, der Berthold und er, fing die Lore mit drolliger Schwermut an zu singen:

"Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm, waren Kisten und Kasten schwer. Als ich wiederkam, als ich wiederkam, war alles leer".

Da fing Berthold zum Steinerweichen an zu heulen. Lore aber sprach mit tiefem Ernst:

"Weine nicht, lieber Soldate, denn das Lied ist noch nicht aus. Pass mal auf:

Doch ist alles leer und ist nichts mehr drein, ist die Not auch gross und toll, schreibe ich nach Haus, und mein Mütterlein macht's wieder voll!"

Berthold lachte unter Tränen.

"Hast du — hast du das alleine gemacht — Lore?"

"Ganz allein!" sagte Lore stolz. "Dir zum Troste!"

"Du bist gut und klug, Lore", seufzte er.

'Gut bist du auch", sagte sie.

Berthold lächelte dankbar, und Robert Winter gab den Pferden einen vergnügten Peitschenhieb, dass sie ganz schnell davongingen.

Dann kam Berthold wieder ins Weinerliche.

"Gelt, Lore, du wirst nich mit dem Adjuvanten aus der Schule poussier'n, er hat bloss siebenhundert-fünfzig Mark jährlich."

"Er wird später Kantor", sagte Lore, "und dann hat er viel mehr."

"Aber Lore, du wirst doch nich — nich — und dann mit dem Postassistenten — der wohnt doch in der Stadt — und du passt doch nich in die Stadt —"

"Ich pass gut in die Stadt! Da is es fein! Da hat man schöne Kleider und 'ne elektrische Klingel an der Tür."

"Und dann mit dem Forsteleven — wenn den nu mal die Wildschützen totschiessen —"

"Wenn sie ihn totschiessen, heirat' ich ihn nich," sagte Lore mit Bestimmtheit.

"Lore, mir is so, als wenn du mich bloss ausstoppen tät'st. Gelt, aber die andern, a Heiber Emil und a Zimmer Karle und a Jäschke Bernhard — die nimmste alle nich?"

"Die nehm' ich nicht alle!" sagte Lore.

Da liess Robert Winter die Pferde langsam gehen. Bei aller Lustigkeit des Gesprächs quoll auch ihm in der Seele eine leise Bitterkeit auf.

Berthold weinte leise vor sich hin.

"Wenn ich doch nich — wenn ich doch nich zu a Soldaten müsst' —" schluchzte er leidenschaftlich.

Lore sang die Melodie eines Tanzstückes. Dann fragte sie plötzlich:

"Sie, Winter, Sie war'n doch auch Soldat. Da hab' ich mal gehört, wann Krieg werden soll und es is gerade schlechtes Wetter, da fällt der Krieg aus. Is das wahr?"

Robert lachte.

"Ja, das is wahr! Das is immer so! Da wird erst genau ans Barometer geguckt, beim Manöver auch!"

Auf dem Bahnhofe, als Berthold in den Zug einsteigen sollte, fing er noch einmal an zu weinen.

"Gibst du mir — gibst du mir wenigstens einen Kuss"? sagte er kläglich.

"Mit Gott für König und Vaterland!" sagte sie und küsste ihn derb auf den Mund.

Er winkte wie rasend mit seinem Taschentuche, bis der Zug verschwand. Sie winkte auch, aber als er fort war, sagte sie:

"Das is einer! Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein! Dumm darf ja ein Mann sein, wenn er's schon nicht lassen kann. Aber heulen darf er nich! Das is — das is miserabel! Wenn's kalt wird, muss der Ohrklappen an seinen Helm kriegen."

Er fand sie entzückend, als sie so ein spöttisches Gesicht machte. Zornig sah sie aus. Die gesunde Weiblichkeit, die sich über die männliche Schlappheit empörte, kleidete sie. Dann ging er mit ihr durch die Stadt. Sie zeigte ihm alle Geschäfte, in denen er selbst vielleicht einmal zu tun haben könnte, machte ihre Einkäufe und liess ihn den Korb tragen.

Zuletzt sagte sie:

"Nun kommen Sie, Winter, jetzt geb' ich Ihnen was zum Besten!"

Er schämte sich ein wenig, aber er ging mit. Sie führte ihn in einen Frühstücksladen und bestellte für ihn zwei Paar warme Würstchen, für sich ein Paar und für jeden ein Glas Bier. Sie bezahlte, besah ein Zehnpfennigstück, das sie noch in der Hand behielt, und sagte freundlich:

"Dafür werde ich Ihnen dann noch eine Zigarre kaufen. Es is von meinem Taschengelde. Zwei Mark monatlich! Viel is das ja nich. Aber die Tante is elendiglich geizig. Der Onkel schustert mir manchmal was zu, und das is auch gut, denn man braucht viel. Ein Vierteljahr lang hab' ich auf einen Brennapparat für meine Haare sparen müssen. Und mit Oranienburger Kernseife mag ich mich auch nicht waschen."

Ja, sie war reizend an jenem Tage. Und sie ist alle Tage reizend. In allen Mühen des Tages tröstet Robert immer der eine Gedanke, dass er wohl ein paar Minuten in der Mittagspause oder am Abend mit ihr plaudern könne. —

Neue Vögel fliegen gen Süden.

Pflüg', armer Knecht, pflüg'! Auf all diesen Feldern wächst für dich keine Frucht. Du darfst helfen und zusehen, wie sie gedeiht, und dann, wenn ein andrer erntet, ein fröhliches Gesicht machen.

"Das is ein Staat! DieFurchen sind wie mit der Schnur gezogen."

Robert Winter hielt die Pferde an und liess den Pflug fallen. Gottlieb Peuker stand vor ihm. Er rieb sich die Hände.

"Das muss ich sagen, Robert, Sie sind 'n Landwirt! Da liegt was drin! Sie sind 'n andrer Kerl wie der Berthold."

Robert was glücklich über das Lob des alten Knechtes.

"Ich bin ja sehr heraus aus der Arbeit!" sagte er. "Wenn man so was jahrelang nich betreibt, vergisst sich viel. Und es strengt ein'n im Anfang an."

"Na, da komm'n Sie, Robert, ruh'n Sie sich a bissel aus! Die Lore hat eben a Vesperkaffee gebracht."

"Fräulein Lore?" fragte er glücklich.

"Ja, die Lore! Na, da kommen Sie!"

Was wissen alle Satten und Faulen, was wissen auch alle die armen Stubenmüden im Lande von der Freude, gesunden Hunger zu stillen auf freiem Feld! Alle Künste der Koch- und Kellermeister reichen nicht hin, ihren Gaumen einen Teil jener Wonnen zu vermitteln. Die Bauernknechte, die gesunde Kost haben, sind die glücklichsten Feinschmecker im Lande.

Es war wieder ein schönes Herbstbild.

Am Feldrande, an dem die Landstrasse entlang lief, hatten sie sich gelagert: Gottlieb, Robert, Lore und Peterle.

Die Mägde und Knechte sassen abseits. Sie wollten nicht mit den anderen zusammensitzen. Sie taten, als ob jene etwas Feineres wären, und hatten ein Gefühl, als seien die andern hochmütig, und waren doch froh, dass sie nicht zu ihnen kamen und sie in ihren Derbheiten störten. Das war hier wie überall. Die Roheren sonderten sich von den Feineren ab, schimpften auf deren Hochmut und waren glücklich, allein zu sein.

Peterle hatte einen Haufen Kartoffelkraut zusammengetragen und Gottlieb ein Phosphorhölzchen an seiner harten Lederhose entzündet und das Feldfeuerchen entfacht. So hielten sie am Wegrande im kurzen, braunen Herbstgras glückliches Lager. Lore packte Butterstullen aus und gab jedem sein Teil Kaffee. Das Feldfuerchen knisterte sein Märchenlied und sah mit glühenden Augen aus dem grossen Berge des dürren Krautes.

Lore, das gesunde Kind, war guter Laune wie meist. Nach einer Weile schickte sie das Peterle fort und zog dann einen Brief aus der Tasche, den sie Gottlieb und Robert zeigte.

"Von Berthold", sagte sie. "Ich werde ihn euch vorlesen: Liebe Lore, es ist hier sehr schlecht. Der Unteroffizier hat mir beim Einkleiden so den Helm auf den Kopf geschlagen, dass er mir wehtut. Und ich hab sehr das Heimweh. Und meine Stiefel sind auch zu klein. Krawutschke II in meiner Bude ist ein sehr schlechter Mensch. Die Würste haben mir die andern schon alle weggegessen. Krawutschke II hat drei Stück allein genommen. Und ich schlafe oben an der Decke. Da lassen mich die andern immer nicht rauf und schlagen mich immer sehr. Liebe Lore, mir ist sehr bange nach dir und nach der Mutter. Der Robert Winter hat es gut. Er ist zu Hause, und ich bin fort, und ich werde es gewiss nicht aushalten und bei den Soldaten sterben. Krawutschke II sagt, im Manöver komm ich um. Liebe Lore, ich bitte Dich sehr herzlich, dass Du nicht den Schuladjuvanten und den Postassistenten und den Forsteleven oder die anderen heiratest, denn ich bin sehr unglücklich. Wenn Kratwutschke II sein Jahr vollends um hat und abgeht, dann wird es wohl besser sein. Aber ich werde es nicht aushalten. Und Du sollst mir treu bleiben.

Herzlichen Gruss von Deinem

Berthold.

Sie sahen sich an und lächelten ein wenig über den Brief . Aber lachen konnten sie nicht. Im Dorfe drin, als sie ihn das erstemal las, hatte Lore über den Brief gelacht. Aber jetzt, wo sie ihn dahier beim freien Feldfeuer vorlas, sah sie doch aus all der Unbeholfenheit der menschliche Jammer an, und sie konnte nicht lachen.

"A hat's zu gutt gehabt derheeme", sagte Gottlieb. "A is immer wie a Pappekindel gehätschelt worden. Nu find' a sich in der grossen Welt nich zurechte."

"Ja, es wird ihm wohl sehr schwer werden," sagte Robert Winter. "Im Anfang is das Soldatenleben für jeden schwer, und wenn einer verwöhnt is, dann is es schlimm."

"Sie beneidet a, Sie, Winter! Der Winter hat's gut, der is zu Hause, und ich bin fort, schreibt a. Nu, lange genug war's umgekehrt. Da war er zu Hause und Sie waren fort."

Winter lächelte.

"Er is halt der Sohn", sagte er.

Da stand Gottlieb Peuker auf, griff in's Kartoffelkraut und lockerte es auf, dass die Flamme hoch emporschlug. Und es war wie ein Signal zu sehen, das über die Felder hin leuchtete.

Lores freundliches Gesicht hatte sich gefinstert. Ein Trotzteufelchen guckte aus ihren blauen Augen.

"Ich nehm' ihn nicht, ich will ihn nicht, ich mag ihn nicht!" sagte sie. "Und wenn er an mir hängt, was kann ich dafür? Ich hab' ihn nicht lieb, nicht das allerkleinste bissel lieb! So einen Mann mag ich nie — nie!"

Robert Winter sah mit glänzenden Augen das schöne Mädchen an und fasste sie selbstvergessen an der Hand. Sie liess ihn gewähren, und er liess die Hand erst los, als sie sagte:

"Und ich lass mir das nich vorschreiben, auch nich von der Tante. Und ich werd' ihm Antwort schreiben: er soll mir nich immer Vorschriften machen wollen, ich amüsier mich, mit wem ich will."

* * *

Am Abend desselben Tages, als Robert heimgekehrt war, trat Christel in ihrer stillen Art an ihn heran, als er einsam an einem Tische sass.

Sie setzte sich neben ihn auf die Bank und legte ihre Hände neben die seinigen.

"Robert", sagte sie möglichst unbefangen, "ich war heute mit dem Vater in der Stadt, da hab' ich ein paar Einkäufe für Sie gemacht. Sie brauchen doch jetzt — wo's auf den Winter zugeht — mancherlei an Wäsche. Das hab' ich gekauft. Es war gerade Ausverkauf und sehr billig. Der Vater hat mir das Geld gegeben, und ich hab' alles auf einen Zettel geschrieben. Es kann Ihnen dann so nach und nach vom Lohn abgezogen werden. Und einen neuen Anzug können Sie sich auch beim Schneider bestellen. Den bezahln wir auch einstweilen. Ist Ihnen das recht?"

Er schlug die Augen nieder und wusste vor Scham und Dankbarkeit kaum etwas zu sagen. Leise schlug er mit den Fingern auf den Tisch.

Dieses Mädchen erlöste ihn — erlöste ihn von Schmutz und Schande. Seine geringe Wanderhabe war elend schlecht. Unter diesen sesshaften, ordentlichen Menschen kam er sich vor wie ein Lump, wie einer, der nicht das hochzeitliche Kleid anhat. Am letzten Sonntag hatte er sich nicht sehen lassen, hatte angegeben, nicht wohl zu sein, und im Bett gelegen, solange er keine Arbeit hatte.

Nun erlöste ihn dieses Mädchen, reihte ihn ein, gab ihm die Uniform der Wohlanständigkeit, gab ihm einen Sonntagsanzug.

"Fräulein Christel, Sie sind sehr gut zu mir", sagte er beklommen. Sie legte die Hand auf die seinige, sah ihn mit grosser Liebe an und sprach:

"Ich möchte Ihnen immer helfen, wenn ich kann. Sagen Sie mir's doch immer, wenn Ihnen etwas fehlt. Wollen Sie?"

"Ja. Gern."

"Sonst braucht niemand das von der Wäsche zu wissen. Auch meine Mutter nicht. Es können

ja alle denken, Sie hätten selber noch Geld gehabt und sich was beschafft. Und sonst — lassen Sie sich das nicht drücken. Es wird nicht lange dauern, da sind Sie ganz schön in Ordnung."

Er würgte an einer Frage.

"Und — und Fräulein Lore —weiss es die?"

Sie schüttelte den Kopf.

"Das ist nichts für Lore", sagte sie und ging aus der Stube.

Er sah ihr nach. Sie war wohl der beste Mensch, der ihm begegnet war. Sie war lieb zu ihm. Dachte und sorgte für ihn. Und wie sie ihn angeschaut hatte. Mit solchen Augen!

Ein heisses Gefühl strömte dem Musikanten durch die Seele. Aber es war kein Glück. Es war Scheu und Furcht. Als Robert dann in seiner Kammer war, fand er ein grosses Paket mit Unterwäsche, Strümpfen, Vorhemdchen, Kragen und zwei Krawatten, auch einen schwarzen Filzhut, der ihm genau passte.

Ein Zettel lag dabei, darauf stand seine Schuld verzeichnet, die lächerlich klein war. Aber da er nach Art junger Männer keine Ahnung von dem Wert guter Wäsche hatte, machte er sich keine Bedenken und war glücklich über seinen neuen Besitzstand.

Gerade als er mit grosser Zufriedenheit immer wieder alles neu musterte und den Hut vor dem kleinen Wandspiegel noch einmal probierte, kam Gottlieb Peuker. Er sah die Herrlichkeiten und machte ein verdutztes Gesicht. "Sehn Sie mal an — na, da kann ich wohl wieder einpacken?"

Er nahm mit grosser Umständlichkeit seinen Geldbeutel aus der Tasche und steckte einen Hundertmarkschein hinein, den er in der Hand gehalten hatte. "Den hab' ich von der Botenfrau auf der Sparkasse abheben lassen; ich dachte, wenn ich Ihn'n was vorstrecken könnte", sagte er brummend.

Da kam ein grosses Glücksgefühl über Robert Winter, das Hochgefühl, bei guten Menschen zu sein. Am selben Abend noch wanderte er mit Gottlieb zum Schneider, um den neuen Anzug zu bestellen, und er stand mit feierlichem Gefühl still und steif da, wie ein glücklicher Knabe, wenn der Schneider an ihm herummisst.

Am nächsten Sonntag war der Anzug noch nicht fertig, da lag Robert Winter am Nachmittag wieder im Bett, aber am übernächsten Sonntag hatte er das feiertägliche Gewand.

Mit einem Andachtsgefühl im Herzen zog er es an, und dann stand er ganz still da, und seine Augen glänzten. Er war ein ordentlicher Mensch! Dieser neue Anzug umschloss seinen Leib wie ein schützender Panzer gegen vieles, was feindlich war in seinem Leben.

So stieg er langsam wie ein Entsündigter die Treppe hinab.

Unten traf er Lore. Das hatte er sich gewünscht.

Sie betrachtete ihn wohlwollend, lobte ihn, dass er sich neu beschafft habe, drehte ihn im Kreise herum und zupfte an seiner Krawatte. Dann sagte sie, er könne jetzt augenblicklich mit ihr zur Kirche gehen; sie sei gewissermassen schon auf dem Wege.

Robert fiel ein, dass er wohl erst Christel suchen und sich ihr vorstellen müsse, aber da Lore nicht warten wollte, ging er mit ihr.

* * *

SIEBENTES KAPITEL

Es war an einem anderen Herbsttag, da war der Himmel nicht so sonnig und die Erde nicht leuchtend.

Der "Wächter" auf der Höhe, der einsame Baum, der über das Tal hinwegsah, hatte sein letztes Laub verloren. Es tanzte um den Stamm, viel lose Blätter gingen weit fort, und nur ein paar treue blieben da und schmiegten sich unten am Fuss an den elterlichen Leib.

Kalt pfiff der Wind über die Felder. Schwere, frühe Dämmerung kam und hüllte die frösterlnden Berge ein, und einzelne Regentropfen flogen wie kalte, zornige Tränen durch die Luft.

Die Krähen sangen ihr Räuberlied, und alle Käferlein, die schon halb im Wintertraum lagen, hörten es, und ein Zittern lief über die zarten Leiber.

Weit weg fiel manchmal ein Jägerschuss, wie ein Signal von Sieg und Tod.

Und dann war wieder Stille und Oede.

Wer da einsam war, erschrak, und Furcht kam ihm in dieser tiefen Verlassenheit, und wenn er jenseits der Hügel den Eisenbahnzug fahren sah, wünschte er, mitzureisen nach freundlichen, hellen Städten.

Städte haben keine Jahreszeiten; sie haben sich abgeschlossen von den Schauern und Freuden der Natur. — Ein Mann stieg den kleinen Hügel hinauf und setzte sich an den Fuss des wilden Kirschbaumes. Er stützte die Hände gegen den Boden und liess den Kopf sinken. Sein Gesicht war voll Trauer . Unten am Fusse des Hügels arbeiteten fleissige Leute. Sie luden Rüben auf einen grossen Wagen. Er kümmerte sich nicht um sie, sah kaum einmal verdrossen nach ihnen hin. Er freute sich auch nicht über die lodernden Feldfeuer, die ihren roten Schein über den grauen Feldhügel breiteten.

Wenn er überhaupt einmal den Kopf hob, sah er nach der Strasse hin, die ins Land hinausführte und sich im Nebel verlor. Dann rang sich ein

schwerer Seufzer von seiner Brust, und sein Auge bekam etwas Stieres.

Dr. Friedlieb, der ein wenig später den Hügel von der anderen Seite her erstieg und den Mann sitzen sah, lächelte, stemmte die Hände in die Seiten und rief:

"Heda, Steiner! Oller Unteroffizier! Sie sitzen ja so majestätisch betrübt da wie Napoleon bei Probstheida! Was machen Sie denn da?"

"Nichts!" sagte Steiner mit müder Gebärde.

"Nichts? — Nichts is gut! — Nichts is richtig!"

Dr. Friedlieb kam vollends heran und betrachtete sein "Faktotum".

"Also — nichts? So! Warum denn nu — warum denn nu ausgerechnet — nichts?"

"Ich warte, bis die Leute die Rüben aufgeladen haben, und dann fahre ich sie heim."

"Ja, könnten Sie bei dem Aufladen nicht ein bisschen helfen?" Steiner schüttelte den Kopf.

"Ich bin bloss als Kutscher engagiert", sagte er abweisend.

"Hm, hm! Als Kutscher! Als herrschaftlicher Runkelrübenkutscher beim Dr. med. Amtsvorsteher und Gutsbesitzer Friedlieb. Na, dann — dann werd' ich mich ein bissel zu Ihn' setzen."

Er nahm Platz und sah Steiner von der Seite her an.

"Sagen Sie mal, Mensch, warum machen Sie denn ein so blödsinnig trübes Gesicht? Warum sehen Sie denn so essigsauer aus?"

Steiner seufzte.

"Wenn man eben bessere Tage gesehen hat —"

Dr. Friedlieb schlug sich aufs Bein.

"Bessere Tage! Das ist stark! Bessere Tage als bei mir?"

"Herr Doktor, ich war Unteroffizier und Kapellmeister!"

"Also gewissermassen immer in leitenden Stellungen, meinen Sie! Sie sind 'n Schaf, Steiner! Sie haben's doch ganz gut so."

Steiner schüttelte wieder den Kopf und holte zu einer Rede aus.

"Sehen Sie, Herr Doktor, so ganz richtige Künstler sind wir ja nich gewesen."

"Nein, Steiner, nein!"

"Ich mein, so Konzertkünstler! Aber schön war's doch, ja, schön war's doch — man hat doch die Musik gerne gehabt."

"Ja, das seh' ich ein! Na, da kann ich Ihn'n eine Freude machen. Die Pohlsdorfer haben heute rübergeschickt, Sie soll'n dort nächsten Sonntag Tanzmusik machen."

Steiners Gesicht hellte sich auf.

"Alle vier?" fragte er glücklich.

"Ja, natürlich alle vier. Pro Mann fünf Mark. Die Kerle wollten bloss vier Mark geben. Das habe ich ihnen ausgeredet. Gute Musik ist gutes Geld wert. Na, sehn Sie, Steiner, wenn Sie Ihre Sache gut machen, da kriegen Sie nach und nach 'n gewisses Renommee, und dann beblasen Sie hier die ganze Gegend."

"Das wär' herrlich!" rief Steiner begeistert.

"Tja, Musik is ja an und für sich kein Mumpitz. Aber ständige, sesshafte Musik muss es sein, keine rumziehende. Der Musikmensch muss ebenso anständig sein wie jeder andere. Na, da sind Sie wohl jetzt zufrieden, Sie oller Königgrätzer? Oder läuft Ihnen sonst noch 'ne Laus über die Leber?"

"Fräulein Jettel", antwortete Steiner seufzend.

"Mein Lieber, erstens is es nich anständig von Ihnen, in Verbindung mit meiner Schwester gleichnisweise von einer über die Leber laufenden Laus zu reden, und zweitens habe ich Ihnen schon gesagt, dass ich da nichts machen kann. Da müssen wir uns eben in Geduld fassen. Es is aber möglich, dass da bald mal 'n gründliche Aenderung wird."

Steiner faltete die Hände, sah andächtig gen Himmel und sprach im stillen: "Gott geb's!" Dann sagte er laut:

"'n bissel besser is es ja schon geworden, seit ich 'gnädiges Fräulein' zu ihr sag'. Das sagt ja sonst kein Mensch zu ihr. Der Robert, der hat's ja gut getroffen, der sagt zu Fräulein Hartmann einfach 'Christel'."

Dr. Friedlieb fuhr überrascht herum.

"A—ch! Einfach — einfach "Christel'?"

"Ja, sie hat's von ihm verlangt. Sie hat ihm verboten, dass er Fräulein Hartmann sagt. Und sie hat ihm schon 'ne Masse Hemden und Unterhosen und Strümpfe und 'n neuen, feinen Anzug gekauft. Aber halt, herrjeh — das soll ich ja nich weitersagen — da hab' ich ja 'm Robert 's Ehrenwort drauf geben müssen. Herr Doktor, Sie werden's nicht weitererzählen, nich wahr —"

Dr. Friedlieb sass ganz steif da. Sein Gesicht war plötzlich blasser geworden, und nur auf seiner Stirn sammelte sich eine dunkle Glut.

"Christel", wiederholte er, "Christel!"

"Ja, Christel! Sie is überhaupt sehr freundlich zu ihm, steckt ihm alle guten Bissen zu, und einmal habe ich gesehen, wie sie ihn ganz sacht' an der Hand nahm. Na, das mach Fräulein Jettel ja nu alles nich!"

Friedlieb hörte nich auf das, was Steiner sagte, er blickte starr hinunter ins Dorf nach dem Gasthause, und es war, als ob er mit etwas Unfasslichem ränge und gegen eine böse Sorge ankämpfte, die ihn unversehens überfallen hatte.

Da riefen die Knechte vom Felde herauf, der Wagen sei jetzt voll. Steiner erhob sich, stieg den Hügel hinunter und fuhr langsam dem Friedliebschen Hofe zu.

Sein Herr sass noch oben am kahlen Baum.

Der "Wächter" streckte seine leeren Aeste über ihn aus wie drohend geschwungene Ruten, und der Wind spielte in ihnen mit leise höhnischer Melodie.

(Fortsetzung folgt)

Between you and me . . .

● Do we need to be reminded that mothers are nice people? Perhaps not; but in his article, N. J. Kearne writes about three kinds of mothers—the maternal, the spiritual, and the heavenly mother, all of whom deserve more than to be honored but once a year.

● Most of our readers will recall some of our articles about the J.O.C. or the Young Catholic Movement which is growing so rapidly in the East. We are reprinting their "Manifesto" which has caused so much favourable comment about their Organization.

● "Meeting In Sicily", by Robert Sturgis, is a tale which will appeal to those who like war stories.

● Perhaps it was the effect of the enervating spring weather, or of the "$teady ubcriber" in the April issue, or perhaps it was the pink colored "Special Offer to New Subscribers", or a combination of all these which caused us to run out of extra copies of the April number — for which, of course, we are not complaining — and which necessitated us to postpone forwarding first copies to some readers. Added to that, some of our agents have suggested that we continue this Special Offer for the month of May, in order to give those who are busy seeding a chance to make use of the offer. We are, therefore, following their suggestion, but we would urge you who desire such extra or sample copies, to write early so that you may not be disappointed. We are printing the names of our accredited representatives, in order that some new readers may combine their subscriptions in order to take advantage of the reduced rate for three new subscriptions:

MARIENBOTE

CATHOLIC FAMILY MONTHLY JOURNAL

Vol. XII. MAY, 1944 No. 8.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Allan, Sask., Mr. Frank Hegel and Mr. John Moldenhauer.

Arbuthnot, Sask., Mr. F. Kratzer.

Billimun, Sask., Mr. Joseph Herbach.

Broadacres, Sask., Mr. M. Froehlich.

Denzil, Sask., Mr. A. Young.

Emberville, Sask., Mr. John Schamber.

Grayson, Sask., Mr. A. J. Jacobowski.

Lemberg, Sask., Mr. John Boscoe.

Macklin, Sask., Mr. Jos. J. Feser and Mr. W. J. Stang.

Millerdale, Sask., Mr. Joseph Bermel.

Reward, Sask., Mr. Wendelin W. Schwab.

Southey, Sask., Mr. T. Titus.

Tramping Lake, Sask., Mr. J. Friesen.

Vibank, Sask., Mr. John C. Flaman.

Wilkie, Sask., Mr. Ben Meier.

Please give your subscription to your nearest agent, or send it directly to us.

● Religious motion pictures are perhaps no absolute necessity, but they certainly do help the printed word in the study of religion. We have been glad to note that several outstanding religious films, both silent and talkie, have been made and are now available. This is perhaps the most modern way of teaching religious truths and catechism and is being ever more and more utilized for this purpose. Parish priests who are interested may obtain further information through us.

:: Seasonal Thoughts ::

On May

Where it started, how it began, who was the first to think of it, no one seems to know: but every Catholic worthy of the name will loudly proclaim that the month of May has been most appropriately dedicated to the Blessed Virgin Mary. For is there not something so natural, so spontaneous, something that corresponds so perfectly with Catholic expectations that to think of May being dedicated otherwise than to Mary, our Mother, would this not be at least a surprise and a disappointment?

May means budding life. It is a month of freshness, virginal colour, fleecy clouds and glorious, happy sunshine. May means music in the air and beauty in the landscape. It inspires hope and calls for confidence. In so many ways both hidden and apparent, both spectacular and obscure it is forever telling us and clamouring that loveliness is near, that waiting, dreariness and bleakness have disappeared, that young life is bursting forth and futures without limit are at hand.

On Mary

And what else is Mary! Many titles have been showered upon her—all the richness of metaphor, all the exuberance of bursting superlatives, all that art and science could offer—in some way all things have been offered to her in tribute and praise. But whatsoever form and color this message may have taken, all take up that same refrain-Mary, the symbol of hope, the promise of life, the dawn of tomorrows unending.

Many have been the sermons, hymns and books which have attempted to extol fittingly the merits and privileges of our Blessed Mother. Preachers, writers, composers, and artists have vied with each other in Catholic gatherings to bring forth adequate praise of Mary. Few, however have been able to advance anything which surpasses or even equals her three-fold-claim: Virgo, Mater, Domina—Virgin, Mother, Lady.

To the mind of the man of the world, the word virgin gives a suggestion of something still untouched. It is a synonym for integrity and the absence of despoilation. In the spiritual sense it denotes undivided love—a virgin-heart being one which never knew any love except that of God. Likewise virginity stands for the highest type of beauty, of cleanliness and of splendour for these are all inseparable. Does not the human mind stand aghast at the dazzling splendour of the angels? But what then shall it feel in the presence of Mary's greater purity and beauty!

Mary's second claim is that of mother. The word mother itself stands for the best things of human nature. All that is noble and really worthwhile is and always has been attributed to the woman whom we call mother. Think, then, of how this naturally ennobling instinct must have been sublimated in the sinless heart of Mary, pure enough to house Omnipotence and to cradle the Lord and Redeemer of the world!

In literature lady is the feminine equivalent of lord. It signifies a woman of noble birth or at least of great power. Mary indeed is of noble birth for she is of the royal line of King David. Mary is also a woman of great power. No human being ever wielded such overwhelming influence. Queen of heaven, Mother of all graces, she is literally the power behind God's throne.

On Mother

May is both Mary's month and mother's month. It is the month in which the children of God pay special tribute to the Mother of God and the children of men pay due reverence to the mothers of men. But, who then is a mother?

Mother connotes a child. She is a woman who holds a child in her arms—a young wife holding her new-born babe. A mother is a madonna. Such is our picture of our Blessed Mother and as such she was the inspiration for Raphael's famous painting "Madonna and Child." But what was given to Raphael to put only upon canvas, is given to millions of wives to put in flesh and reality.

The modern world has wandered far from the God-inspired ideal of Raphael and the God-given model of motherhood. It welcomes not madonnas but bathing beauties from the brushes of its painters; its model is the actress with promiscuous loves and baby-substitute dogs. Indeed the homelife of many moderns resembles that of the dog in the manger rather than that of the Madonna and the Child in the manger. Modern paganism has sought to snatch the child from the arms of its women, to leave them to stand alone, spotlighted in the centre of the stage whilst their children are left in the shadows of the wings.

But, thank God, there are many noble exceptions. There are still many women who desire the privilege and dignity of real motherhood, to be cooperators with God in the creation of new and eternal beings. To them the month of May is dedicated. May the Madonna, our Blessed Mother, be always their model and inspiration.

Mothers Are

★ ★ ★

It's really impossible to compare them with anyone else ... And that goes for all three whom Catholics know and love!

★ ★ ★

In music circles the dispute sometimes arises as to which is superior—music or words. The lyric writer may say that the world could get along without music but that it could hardly get along without words. Very true, the composer will admit, but because of its unworldliness music must be superior, for it is almost a foretaste of that better and more enduring land after which we mortals so often sigh.

I think that the best way to settle this dispute is to assert that without both words and music there is no song.

Among men and women a similar puzzler often bobs up: Who is superior — man or woman? This question is the nearest approach to perpetual motion that I know of, for it goes around and around endlessly without hope of ever reaching a definite conclusion.

Superior Indeed Are Mothers . . .

In this connection we have of course excluded mothers. They are on too high a level to be included in such a trite discussion. Superior indeed are mothers, and **of all people they are the nicest.** Who is there who will deny it?

One of the marks of our higher nature is our craving after beauty, and in mothers we can quickly discern this quality to a superior degree. Fairer than the rising sun or a blushing rose, is the picture that a mother makes as she bends caressingly over her little one.

It is not so much that this picture is pleasing to the eye. It is deeper than that, for here we behold the love of the Creator flowing uninterruptedly through the channels made by mothers. Close to the core of things are mothers. In giving life they are pliant tools in the hands of their Maker. Very pleasing in His eyes must be His able assistants!

Like all flowers that have once bloomed in youth and beauty, mothers too, alas, in time must fade; but that beauty is supplanted by a more enduring kind —the beauty of character. In her tired face, when her children are all grown, is clearly visible the austere mark of a thousand hardships patiently endured. How innumerable were the sleepless nights because of a fretful baby or the illness of others of her flock.

Her Eternal Jewels

Before the judgment seat of the Almighty — when that day does eventually roll around — all this will be remembered. Indeed, how could it be forgotten when there before the throne are souls bearing, as it were, her trademark? These are mother's eternal jewels.

Raising a family is a lifetime task and belongs first on the list of great achievements. Life can hardly be considered a failure for one who has imbued her little ones with Christ's divine rule of life. Having done this she has given them the compass. In later life they may stray off the true course—for life is exceedingly difficult at times—yet, aided by her prayers, they will come back. Monica's prayer went not unanswered when St. Augustine strayed away and was for a time lost in trackless seas.

Girl of Yesterday

Hard it is to believe that this superior creature, now gracefully growing old, is the girl of yesterday. Even she was once fond of dolls and, if we think a little, we can picture her picking up her doll after a fall and concernedly examining it for bruises or breaks. We know that we could successfully wager that she slept with it beside her on the pillow each night.

And later she stood in full bloom as queen of the May, perhaps, in that colorful springtime festival. Dressed in virginal blue she was, with a wreath of flowers upon her head. The fires of youth burned brightly in her.

For mothers it is true . . .

> That the years need not return
> To make you happy again.

But perhaps on Mother's day we must wear a white carnation. In vain then is the dream of returning some of the debt, of making her proud of us. Though

Nice People

★ ★ ★

By N. J. Kearne

★ ★ ★

we may have become a ruler, or carved out a niche of achievement in the realm of things spiritual or material, she is not here to see it. She rests beyond the stars in that better land where angels bend before the throne. When we see her again . . .

The years will have returned
And she will be lovely again.

Another Mother—the Nun

The Catholic child knows another mother—a spiritual one—in the nun.

My own memories of them, sometimes painful, began in the second grade. Little boys, before they are taught morality, are known to be naturally cruel, and I was no exception. My chief delight at that time, as I remember it, was to pull the girls' hair until they bawled.

In due course of time the Sister learned of it. She loomed up before my self-complacent consciousness one morning with a correctly shaped paddle and proceeded to give me a grade-A paddling. Before the amused eyes of all my classmates too. Zounds, what a humiliation! I can still feel it.

For the next few years I was wary of nuns—but I was also behaving myself. However, in the fourth grade I won a rosary for good spelling and after that I was no longer afraid of them. Now that I am safely past the age, I believe a good whacking is a great civilizer.

The nuns, as well as their brother religious, have proved the value of spiritual life. As they greeted us in our classrooms each morning, their smile was sweet despite the fact that the night before they had been on their knees praying, while other women were probably at the theater. They have demonstrated that it is possible to be good even though human. And they are human although some of us who sometimes expect the impossible of them seem to forget it. Very human they are, and very, very nice people.

Mary the Queenly One

And then we have also a heavenly mother—for May, as we know, is the month of Mary the queenly one. Lofty indeed in the eternal scheme of things is the position of this immaculate creation of God. And since God has so honored her we can scarcely be backward in doing likewise.

Soothing is the name of Mary. The early Christians found it so. The crusaders, suffering from wounds and thirst in the battles for the Holy Land, found it so. The knights in the days of chivalry never sallied forth on dangerous journeys without first requesting the watchful care of their "sweet Lady." Many a policeman pounds a dangerous beat with the "sweet Lady's rosary" in his pocket.

Theologians say that it will eventually be Mary who will put the permanent run to evil. Through her intercession this bomb-ridden world may yet return to normal.

Impossible to Choose the Greatest

Oftentimes some writer or speaker will enumerate those who, in his opinion, are the ten greatest men who ever lived.

But I have never seen a worthwhile selection of the ten greatest mothers. Perhaps such a selection would be impossible, for mothers by their very nature are retiring. They are much like the artist whose painting was on exhibition and who, fearing that his presence might distract attention from his masterpiece, went off to a secluded spot—alone.

Mothers are patient. They are kindly and gentle. Seemingly they are in possession of most of the best qualities that this world can produce.

Such being the case, when the time comes for them to appear before the judgment seat of the Eternal One we hope that they will put in a good word for us, their children. And we ask this confidently, for we know that mother's best quality is her motherliness.

J. O. C. Issues Post-War

By Lawrence C. Braceland, S.J.

The Young Christian Workers (Jocists), 50,000 strong selected the fall of 1943 to make known to the Canadian people their full post-war program. This sane Canadian propaganda from coast-to-coast among loyal Canadian workers is one of the healthiest signs of the times. An enlightened public opinion will be the greatest asset in solving the critical problems of social unrest, juvenile delinquency, slums, unemployment and demobilization.

Post-War Reconstruction

The young Canadian worker is most vitally concerned in the post-war crisis. He will have to share the responsibility for building the world of the four freedoms. Speaking for the young labourer of today and tomorrow, vitally interested in his problems and ambitions, the Young Christian Workers rapidly expanding and ably led, have a practical plan of rehabilitation. On many former occasions they have come to the aid of Canadian planners with a detailed and workable plan. When youth needed a program of unemployment relief back in the ugly pre-war days, the Jocists had already analyzed the problem and through their president Julien White, presented a detailed solution unequalled by any other organization in Canada. Similarly young Peter Frost, their past-president, when invited to Ottawa recently for consultation on post-war recreation and education for youth, was easily the best-informed young member of the conference.

Today, championing the cause of thousands of young workers in our shops, stores, factories, and municipal plants, they have traced out a program which they consider indispensable for the welfare of all young workers of Canada after the guns of war have been hushed. This Post-War Manifesto provides for:

1. Rehabilitation of those in service.
2. Protection for the Working-Girl.
3. Training for Working-Class Youth.
4. Opportunities for decent family life.
5. A new deal for labour.

This program was made known to Canadians in the now famous "publicity week." It was carried in detail in 100,000 copies of the Jocist monthly paper, "La Jeunesse Ouvriere," and in briefer form in 500,000 leaflets in French and English distributed throughout Canada. With all the flare of an election campaign, posters and banners in the streets, radio-programs, and press-releases broadcast the marching orders of the JOC—Justice, Order, Charity. Here was an enlightened social spirit in sharp opposition to the selfish individualism so frequent in the young war world.

This "workers" movement did not escape the vigilant eye of party-liners and fellow-travellers, who took up the well-rehearsed raucous cry of "Fascism," and quite unwittingly boosted the publicity campaign. When it was reported in the press that the police had forbidden the distribution of the post-war program, and when five Jocists spent a night in jail for going ahead with their assignment, many an indifferent Montrealer began to clamour for copies of the offending leaflet.

In a letter to the Montreal Star the Jocist Secretary, Maurice Brisson, defended his comrades from the offensive slur of "Fascism":

"To call us Fascists at the present moment is an intolerable slur. To do so by taking out a few words of our program and interpreting them in a sense totally different from the one we give them, is grievously wrong. Prior to the war, the Young Christian Workers (Jocists) were established in 21 democratic countries; they were never allowed to start under any Fascist regime. When Hitler invaded Holland, Belgium, France, Poland, and Czechoslovakia, one of his first measures was to suppress the JOC. Our venerated founder, Canon Cardijn, is, if still alive, in a German concentration camp. Under these circumstances, to accuse us of Fascism seems to be going just a little too far."

Product of Year's Enquiry

Fifty thousand young workmen have spent a year of serious co-operative study, with debates, open forums, prayer, and finally a four-day convention of delegates from all Canada, before publishing a reasonable application of much-lauded peace points and reconstruction programs. Circulars, press-publicity and radio broadcasts proved an outstanding success. People began to wonder what these young Canadians really wanted—and were able to find out easily enough. Here in outline is their manifesto, pretty much as it appeared day by day in the publicity or education week releases:

Rehabilitation of Those in Service

The Jocists urge:

1. That everything concerned with rehabilitation be put into the hands of competent and disinterested committees.
2. That soldiers on being demobilized be given the

Manifesto : :

YOUNG CATHOLIC WORKERS DRAW UP CHALLENGING BLUEPRINT FOR NEW SOCIAL ORDER

benefit of I.Q. and other tests designed to guide them towards suitable jobs.

3. That as many returned soldiers as possible, especially those who had been taken from the farms, be given real opportunities for rural life.
4. That soldiers be preferred to women workers in all jobs not peculiar to women.
5. That those soldiers not immediately absorbed by available jobs be paid for a reasonable time after demobilization.
6. That the wounded and invalided become state charges.
7. That much of the rehabilitation should be effected by the State through the medium of youth organizations.

Protection for the Working Girl

The Jocist program asks:

1. That courses in household-science be established in primary schools.
2. That wherever possible, young girls be employed in the home. (This should have the very practical effect of relieving post-war male unemployment).
3. That men be employed in all jobs not proper to women. (This is to eliminate another cause of unemployment—cheap labour of women and children).
4. That women be employed in work proper to their sex.
5. That country girls be employed in the city only after enquiry and recommendation, and if home circumstances require it. (This also will relieve unemployment and protect unsuspecting country girls from the well-organized white slave trade).
6. That the rights of maids to decent living conditions, hours, recreation, etc., be protected by law.
7. That the place of married women, under normal circumstances, is in the home.
8. That the social work of the JOC be recognized and encouraged. (This refers to their assistances of unmarried mothers, in court cases, etc.)
9. That young girls be encouraged to take up social service through free schools of social service.
10. That those who run houses of ill-repute be given prison sentences. (These youngsters would be as drastic as possible in mopping up this evil which gnaws at the vitals of the working class, and they won't listen to prim answers and paper laws).

Training for Working-Class Youth

The Jocists advocate:

1. Competent vocational guidance in all primary schools in working-class districts.
2. A placement bureau, adequately staffed, to direct young workers at school-leaving, to jobs suited to their tastes and abilities.
3. Many more schools of arts and crafts, and of apprenticeship with entry possible for the low-salaried bracket.
4. Many more burses for able students.
5. In shops and factories, courses, lectures, information bureaux, and libraries, availabe to young workers.
6. A salary proportionate to the ability and to the years of training of skilled workmen.

Opportunities for Decent Family Life

The Jocists insist:

1. On the need of slum-clearance, co-operative housing, and a building program.
2. That too many small property holders have been dispossessed because of arrears in taxes (Montreal taxes are a nightmare).
3. That special courts with their own code of law should be established for cases concerning the family, (along the lines of other specialized courts, the juvenile for example).
4. That all propaganda unfavorable to marital infidelity and to family life should be banned.
5. That effective measures be taken against agencies prejudicial to social justice and peace.
6. That a living wage for fathers of families or family allowances be provided.
7. That laws be passed against child labour.
8. That conditions of labour should foster a normal physical, moral and intellectual development.
9. That salaries of young workers should allow saving for a future family life.

A New Deal for Labour

The Jocist program points out:

1. That post-war economic, social and political legislation should be inspired by a Christian conception of the dignity of the worker and his work. He is not a machine.
2. That the young working class should be protected against a false propaganda that prefers material advantage to honesty and eternal values.
3. That the whole weight of public opinion should encourage an ideal of honesty and enthusiasm for work rather than that of a pagan good-time, drunkenness and immorality.
4. That immorality should be checked in shop and factory by authorized regulations.
5. That a larger number of sociologists and social workers is needed to help the working class.
6. That free-time and recreation be provided for young workers to benefit them according to their state in life.
7. That work suitable to their age and ability be provided for young workers.
8. That professional and trade unions must be encouraged.

Meeting In Sicily

Debris choked the ancient streets of the Sicilian city, and the remains of demolished buildings stood like gaunt spectres as the army jeep carrying Lieut. Richard Saunders entered Vaterno.

"Boy, we sure pasted this burg, didn't we, lieutenant?" said the sergeant as he maneuvered around a big crater in the road.

"Yes," said Dick. "We pasted it."

But he scarcely heard what the sergeant was saying. He scarcely saw even the evidences of the ruin about him—ruin which it was his job to help repair.

Memories clutched at his heart; memories that now, after almost two years, filled him with an ache and a longing that was bittersweet.

From somewhere the soft scent of gardenias filled his nostrils and he was back again in the conservatory of the Italian embassy in Washington. Outside the conservatory a world was crashing into fragments.

The date was December 7th, 1941.

He held her in his arms again and she clung to him in despair as they tried in vain to shut from their ears the blaring of the radio in the library.

"The entire city seems to be in flames," the radio commentator was saying. "Pearl Harbor is filled with the wreckage of American ships."

"Maria," Dick said huskily, "it can't make any difference to us. We won't let it."

Tears heightened the blueness of her eyes as she gently pushed him away. She shook her black head and tried to smile. "You're an American, Dick—I'm an Italian. Tomorrow or the next day our countries will be at war."

"But we love each other! We're going to be married—" He tried again to take her in his arms but she held him off.

"No, Dick. Now it can never be. Your loyalties would be on one side; mine on the other."

"How can you be loyal to a country you have not seen since you were a child?" he flared. "Look what Mussolini did in Greece. And you talk about loyalties!"

They had quarreled then, saying bitter cutting things. The quarrel had ended when she had ordered him from the house.

In the hallway he had met her father, Signor Martelli, one of the officials at the embassy. Signor Martelli's face was lined with anxiety. "I had hoped this would not happen, Dick. Now we shall return to Vaterno—if we can. We have a villa there."

The next day a messenger had brought Dick a small box. It contained the diamond he had given Maria, and a little golden cross she always wore around her neck. "For remembrance," read a card attached to the cross, and she had signed her name.

Pride had kept him from calling her. Later he learned that the Martellis had been able to return to Italy.

The jeep stopped in front of a building over the entrance of which floated an American flag.

"Here we are, sir," the sergeant said cheerily.

Dick nodded and got out of the jeep, straightening his long legs in relief. As he entered the building he adjusted the purple band on his left arm which proclaimed him an AMGOT officer—a member of the personnel of the Allied Military Government of Occupied Territory.

"I want to see Colonel James," he told an orderly. "He's expecting me."

"Yes, sir—he said you were to come in as soon as you got here, lieutenant. Just go through that door at the left."

Lieutenant Colonel James sat behind a mahogany desk. On his right sat a tall Italian, impeccably dressed in a blue serge suit. His moustache was waxed and there was a carnation in the lapel of his coat.

"Excuse me, colonel. Didn't know you had visitors,' 'Dick said.

"Quite all right, Sanders," boomed the colonel heartily. He turned to the Italian. "Count de Bocca, this is my administrative assistant, Lieutenant Sanders."

"Delighted!" The count's white teath flashed in a smile as he got to his feet and extended his hand. Dick grasped it; the hand was clammy and lifeless.

"So you and the so-energetic colonel are going to bring order and democracy to this poor city."

"That's our job," Dick said.

"Count de Bocca has been an anti-fascist for years—secretly," the colonel informed Dick. "Now that we have taken the city, he is anxious to help in any way he can."

"As I was telling the colonel," Count de Bocca explained, "the majority of the people are overjoyed at being freed from the yoke of fascism. However there are a few fascist die-hards that may cause trouble. It is those that you will have to watch."

Dick nodded. "That's to be expected."

"The city is pretty much of a mess, Sanders," the colonel rumbled. "You'd better familiarize yourself with what we're up against. Count de Bocca will take you around the town and show you the high spots."

De Bocca flashed white teeth in his dazzling smile. "But certainly."

He accompanied Dick outside to a jeep. As they drove about the city, he pointed out the various public buildings and points of interest.

"Where," asked Dick absently, "is the Villa di Martelli?"

There was a split-second pause as de Bocca looked at Dick. "You know of the Villa di Martelli, lieutenant?"

"I knew Signor Martelli—and his daughter—in America."

"Ah, yes," de Bocca sighed. There was another split-second pause. "The Signor Martelli died in an . . . ah . . . automobile accident some months back. His daughter lives at the villa alone."

"How do you get there?"

"See that road that intersects this street? You follow it some two kilos past the outskirts of the city." The count shrugged and lit a cigarette. "I know the family well. Maria Martelli resents the Allied occupation—bitterly."

Dick nodded. "Yes," he said dully. "I thought she would."

His fingers slipped inside his shirt and touched the little golden cross that hung around his neck. For remembrance. What memories would she have of him, he wondered, after two years? Bitter ones perhaps, if what de Bocca told him was true.

The tour of the city had ended; he took Count de Bocca to his apartment and returned to headquarters. It was as he got out of the jeep that he saw her.

She was coming from the entrance of the building, her high little heels clicking on the steps.

"Maria!" he cried, a giddy light-headedness sweeping over him. "Maria!"

She was wearing blue; he remembered how often in the old days she had worn blue. It was her favorite color.

Her body stiffened as she heard his voice. She stopped on the steps. Her face went pale and there was a light in her eyes. And then almost instantly the light was gone.

"Maria, I can't believe it!" The words tumbled out. "I was going to try to see you tonight. I—"

Her voice was cool when she spoke. "Excuse me, lieutenant. You are blocking my way."

Deftly she stepped around him, leaving him standing on the steps, and hurried down the street.

"Maria!" he called hoarsely. "Wait—"

The hurrying little figure never slackened its pace. The heels clicked furiously on the pavement. In a moment she turned a corner and disappeared.

Amazement and bewilderment swept over him. Like a man in a dream he strode into Colonel James' office.

"That girl who just left here," he stammered, "what did she want?"

The colonel hesitated. "You know the Signorina Martelli?"

"I thought I did," Dick said bitterly. "Now I don't think I ever knew her at all."

"She came to protest about some of the restrictions she doesn't like. One of the few that have protested by the way. What do you think of Count de Bocca?"

"There's something about him. Are you sure he's to be trusted?"

The colonel shrugged. "He seems eager to help. We need all the friends we can get."

. . . By Robert Sturgis

A week slipped by. A busy week for Lieut. Richard Sanders. There was much to be done in the city. The streets had to be cleared of debris, the utilities had to be repaired and the normal order of living had to be restored.

In addition there was the dark threat of sabotage to worry the AMGOT officers. The army was building up a huge supply dump on the outskirts of the town. Twice, on different nights, the guards had fired on shadowy figures who had ignored their challenge. On both occasions the figures had escaped.

"Some of those die-hards de Bocca was talking about," the colonel said grimly. "We'll have to keep our eyes open."

Only at night did Dick have time to think. It was then, in the few moments he lay in bed before he fell asleep, that the memory of the trim little figure in blue cut his breast like a knife.

"At least she could have shown that she remembered," he thought dully. "But if that's the way she wants it . . ."

And then one afternoon as he passed the fountain in the square he saw her again. She was mounting the steps of the ancient red-stone church of Santa Caterina.

His heart thudded violently as she disappeared into the edifice. Almost without volition he found himself striding toward the worn steps.

Inside the church his eyes strained to pierce through the dim light. He saw her then, kneeling

before the altar of the Blessed Virgin. He sank to his knees noiselessly and waited. As he waited he tried to pray.

In a few moments Maria crossed herself, rose to her feet and genuflected. He was waiting for her in the shadows of the vestibule when she came out.

"Maria—" he whispered softly.

A little gasp broke from her lips. Once again the light of gladness leaped into her eyes—leaped and died. "Excuse me," she said and tried to step around him as she had done before.

But he caught her arm. "Maria, listen to me. You can't treat me this way. After all, you loved me once."

She bit her lip. "That was far away and long ago."

"Not so long ago," he flared. "Two years. Or maybe it's a long time to you."

"It is." Her voice was cold. "The girl you knew was young and foolish, and now she's dead. If you'll please take your hand off my arm—" She broke from his grasp and started to hurry away.

"Wait!" he snapped sharply.

She stopped and half turned. "Well?"

His fingers were fumbling inside his shirt. He found the cross and broke its chain with a savage jerk. "Here! You gave me this once—'for remembrance.' Now it seems there's nothing to remember so there's no reason to keep it any longer."

He dropped the cross and chain into her hand. Angrily he strode past her and plunged from the shadows of the vestibule into the bright sunlight of the Sicilian afternoon.

Back at headquarters Colonel James was waiting for him. "I'd like to see you Sanders." he barked.

Dick entered the colonel's office. "What's up, sir?"

"As we've been suspecting, the enemy left some of his agents here to do any little jobs of sabotage they can. I've just gotten the tip-off that they're planning to blow up our supply dump. Tonight they're going to hold a meeting to complete their plans."

Dick's pulse leaped. Here was action!

"Tonight you and I will take two platoons of men," the colonel continued. "With luck we'll capture the whole gang."

"Where is the meeting to be held, sir?"

"At a house about two kilos out of town. It's called the Villa di Martelli."

"Yes. Tonight we'll pay a little visit to Signorina Marie Martelli and her friends . . ."

The bright Sicilian moon had hidden itself behind a cloud when the trucks stopped a quarter of a mile from the Villa di Martelli. The soldiers unloaded in silence.

"There are plenty of trees so we shouldn't have much trouble getting to the villa unobserved," the colonel said. "Sanders, you enter from the back. I'll take the front."

"Very good, sir," Dick said stiffly.

His heart was a leaden weight as he led his men toward the villa. This, then, explained everything. No wonder Maria would have nothing to do with him.

Tonight she would be there in the house. A sick horror swept over him as he thought of firing squads and prison camps. And then he steeled himself against the thought. He was an officer and had a job to do.

The shades in the house were drawn; everything was in darkness. Silently Dick stationed his men at the doors and windows. He took up his own post near the back door with a squad of men, drew his automatic from its holster and waited for the colonel's signal.

It came at last—a long shrilling blast of a whistle.

Pandemonium broke loose inside the house. Dick and his men crashed against the back door. It gave way with a splintering of panels. Two of the men overcame a screaming Italian who sought to stop them.

Dick and the rest of the soldiers raced through a long hall and burst into the library just as Colonel James and his men came through a door on the opposite side.

There were 15 men in the room—15 men and Maria. Her face was as pale as death. With a shock, Dick saw that Count de Bocca was one of the group.

DARWIN'S MISTAKE

Three monkeys sat in a coconut tree,
Discussing things as they're said to be.
Said one to the others, "Now listen, you two:
There's a certain rumour that can't be true,
That man descended from our noble race,
The very idea is a disgrace!
No monkey ever deserted his wife,
Starved her babies and ruined her life,
And you've never known a mother monk'
To leave her babies with others to bunk,
Or pass them on from one to another
Till they scarcely know who is their mother;
And another thing you'll never see—
A monk build a fence 'round a coconut tree
And let the coconuts go to waste,
Forbidding all other monks a taste.
Why if I'd put a fence 'round the tree
Starvation would force you to steal from me!
Here's another thing a monk won't do—
Go out at night and go on a stew,
Or use a gun, or club, or knife,
To take some other monkey's life.
Yes, man descended, the ornery cuss,
But brother, he didn't descend from us.

"What is the meaning of this, colonel?" Count de Bocca blustered. "The Signorina Martelli has a quiet party for her friends and—"

"Signorina Martelli can give the lie to that, I think," the colonel snapped.

"Yes, colonel," Maria said. Her eyes went to Dick. "I can—and so can the dictaphones hidden in this room."

"You . . . you dirty little traitor!" de Bocca screamed.

He gave a quick flick of the wrist. Magically a long thin knife slid into his hand from a sleeve holster. His arm swept up and backwards, the knife glinting in the light.

Dick gasped. His right hand sped up and steadied. Instantly his automatic exploded with a crashing sound.

De Bocca screamed. The knife slipped from his fingers as the .45 caliber bullet hit him in the shoulder, knocking him over.

"Search them all and take them outside," the colonel barked. "Quickly now!"

In a few moments the colonel and Maria and Dick were alone in the room.

"De Bocca played a clever game," the colonel said, "pretending to be our friend while all the time he was knifing us in the back."

Dick's mind was in a turmoil. Maria was smiling at him. The soft light was in her eyes again—and this time something told him it would not fade.

The colonel chuckled, "I'm afraid Signorina Martelli and I were a little rough on you, lieutenant, but we agreed it was the only way. Absolute secrecy was essential."

"So that's why you treated me as you did!" Dick exclaimed.

The colonel looked at Maria and then at Dick and chuckled again. "I'll take the prisoners to town, Sanders, and leave you and Signorina Martelli to straighten up the house and . . . er . . . other things." Still chuckling, he left the room.

"I . . . I can't believe it, Maria," Dick stammered. "I thought you were against us."

"No, Dick. When I came home and saw how things were in Italy I realized how wrong I was. Dad did too. That . . . that's why they killed him—because he turned against fascism."

"But I thought he was killed in an automobile wreck?"

"He was—but I found out later it wasn't an accident. So I bided my time and pretended to be in with de Bocca and his crowd, knowing that some day I could help my country."

"Your country! But—"

"No, Dick." Her eyes were misty and the soft smile was on her lips. "I still love Italy . . . but I guess America is my real country after all."

"Darling!" Dick murmured. "Oh, darling—"

He tried to say something else, but he couldn't because suddenly she was in his arms and he was kissing her.

Do you know that . . .

● The Most Reverend Gerald C. Murray, C.Ss.R., Bishop of Saskatoon, has been named by His Holiness the Pope to be Coadjutor to the Archbishop of Winnipeg, with the right of succession. Furthermore, he was given the titular archbishopric of Bizia.

The new Archbishop-elect has already had a distinguished career. Born on December 26, 1885, in Montreal, he made most of his studies there. In 1907 he received the religious habit of the Redemptorist Order. He was ordained to the priesthood in 1910. After successive terms as professor and missionary, he made a post-graduate course at Rome, returning to become professor of philosophy in the seminary at Excopus, N.B. In 1924 he was appointed rector of St. Mary's College at Brockville, Ont. Three years later he became Provincial of the Order, holding that position until his transfer to Victoria, in June, 1930, as bishop of the diocese. On Dec. 21, 1933, he was named Bishop of Saskatoon.

● At the same time as the new appointment of the Most Reverend G. C. Murray, C.Ss.R., was announced, a professor at the London Seminary, Reverend Father Philip Francis Pocock, was named to be the new Bishop of Saskatoon.

Msgr. Pocock, who is 38 years old, and a native of London, Ont., was ordained to the priesthood in 1930. His studies were made at Windsor and London, Ont., Washington, D.C., and at Rome. The dates of his consecration and arrival in Saskatoon have not been announced.

● To face a firing squad and then to live to tell the tale is not the privilege of everyone. Certainly two priests and four Marist brothers, who faced a Japanese firing squad on Guadalcanal, are convinced that God still performs miracles. The four Brothers having been seized, they were bound and made to face the firing squad. One of their number, Brother Ervan, writes: "A light machine gun was carried in and placed facing us. The Japanese officer drew himself up to his full five feet. With a great flourish he drew his sword. Slowly he advanced on the nearest brother, and suddenly the sword flashed down. It stopped not an inch from the brother's neck. The procedure was repeated on all of us. Then the officer stepped back, barked an order and the soldiers brought their rifles to the ready. They aimed. The officer raised his sword. Then out of the sky came the roar of many planes. All eyes were turned upwards. The Japanese dived for cover, leaving us tied to the rail, convinced that miracles still happen. The American planes passed straight over, but when the Japanese came out of hiding, they apparently thought better of their intentions and we were released." Three of the brothers eventually reached Australia.

Would You Be Called Great?

Francis Sim Pounds

Are you forward-looking in your mind? Do you cherish somewhere deep in your heart a high ideal? Do you crave to rise above the common level? Do you sometimes dream about a future greatness? You have a perfect right to do so, for whatever you dream about and aspire to in your best moments is likely to come true.

Perhaps you have so dreamed, yet felt the need of a "lift" to help you realize your goal. You have wondered about the means best suited to the end you have in mind. You have looked about and above yourself to the example of those who have earned the right to be called great. How did they reach the height you wish to attain? Did greatness just happen to them—come by chance? Or did something in the man himself enable him to rise while lesser men stayed at lower levels? Something in the man. Some quality of the mind, some element of spiritual value—these brought him to the top.

Above all other means to the goal of greatness, two such qualities, two such elements, do lend a lift. The first of these is Enthusiasm. The second, Imagination.

Whoever possesses these holds a twin key to greatness in almost any line of endeavor. These two go hand-in-hand. They complement each other. They support and amplify each other's strength. Armed with these, he may rise above obstacle and become worthy of a name called great.

Enthusiasm . . . How did the Greek masters define the word enthusiasm? "Inspired by a god!" said they. Thus did they give meaning to that ardor of mind and heart without which man remains a servile, uninspired creature. Have you felt yourself imbued with an unfaltering zeal—driven by an inner urge to accomplish deeds of greatness? Do you feel moved by an indomitable force deep within you, a pent-up energy, a spirit of never-say-fail that refuses to accept denial? This is the quality of enthusiasm—one element that shall lead you to greatness.

Imagination . . . Someone has spoken of imagination as "the scissors of the mind." Imagination draws the pattern, traces the outline, visions the distant goal. Without a pattern, the mind meets confusion, thought scatters itself, purpose loses its intent. But with imagination's perfect pattern diagrammed, mind finds a focal point, thought burns to a white heat, purpose holds to a fixed goal, progress is assured.

Have you conceived the pattern of your ideal? Have you outlined a course of action? Do you cherish a vision of your goal? Can you generate power to achieve? . . . You are already advanced on the pathway to a future greatness.

ARE WE REASONABLE?

If ever there was a commonplace thing, it is a bottle. We see and touch them; drink from them and break them. But did we ever think seriously about them? Hardly. They are taken for granted. And yet a bottle is a grand piece of man's productive genius. A bottle factory uses some of the most perfectly timed machinery ever conceived. A lump of flaming red liquid scooped up by a suction machine with a little air blown into it and a bottle comes tumbling out.

But we care very little for the bottle. We worry about the contents as indicated by the labels.

Once upon a time God picked up a bit of clay, modeled it into a beautiful vessel, then breathed an immortal soul into it. He called His creation, MAN. This clay vessel, a wonderous piece of work by an Infinite Modeler, is of little worth. It is that breath of God, the human soul, the immortal contents, that count. So precious is the soul of man that God sent His Son to suffer and die to redeem it, the Holy Spirit to sanctify it, and an Angel to watch and guard it.

And strange as it may seem, we care more for the worthless clay vessel than the immortal contents. Are we reasonable?

—Our Sunday Visitor.

A GOVERNMENT SERMON

You find sermons sometimes in strange places. Here is one culled from a United States Government pamphlet entitled "Keeping Fit." It is about bad thoughts.

"If a boy or a man frequently permits himself to look at suggestive pictures, to listen to vulgar stories, and to indulge in lewd thoughts, he brings about a mental condition which may lead him later into serious sin. Furthermore, such indulgence develops a low attitude towards sex, which ought to be associated with the finest and the most beautiful relationships in life. While it is not always possible to prevent lewd ideas from coming to one's attention, it is possible by using one's will power, to direct the attention away from them and centre it on wholesome subjects. Some young men will need to learn the trick of switching the thoughts away from vulgar subjects quickly to sports, schoolwork, or other helpful activities. The mind should not be made a cesspool, but a reservoir."

.:. Two Trees .:.

I am jista plain old farmer;
Eighty years I've moldered here,
But my brain-box has been grindin'
And a siftin' thoughts each year.
I wuz never good at writin',
An' I never 'spect to be,
But I wanna show you somethin'
That my brain-box made for me.
Now you've seen a tree a growin'
I am sure, as well as I;
You have seen it reachin' higher,
Till its head was in the sky.
But below the plants all wither,
And they leave the earth all bare,
When they try to grow beneath it—
Like they don't git any air!
It's becuz the tree is takin'
All the strength that's in the ground,
And it ain't a leavin' nuthin'
For the former strength it found.
Now the faintin' plants are virtues
Which the Lord has planted there,
But the tree of sin stops graces—
They're the sunbeams in the air!
When the tree of sin's uprooted,
Then the virtue plants kin grow,
And the ugly scar is hidden
By the falling graces—snow!

—Lawrence Moll.

—o—

OBLATE NEWS

CELEBRATES FIFTIETH ANNIVERSARY THIS MONTH

This month, Reverend Father Karl Groetschel, O.M.I., celebrates the fiftieth anniversary of his first vows in the Oblate Congregation. Born in 1870, he first entered religious life in 1894. Since then Holy Obedience has sent him into many mission fields. At present he is at Holy Rosary Church, Reward, Sask. We extend to him our congratulations and wish him ad multos et faustissimos annos.

OBLATE RADIO PROGRAM

For six Sundays, beginning April 16, a series of dramatic programs, by Rev. T. J. Mulvey, O.M.I., will be presented over a coast-to-coast network (United States) during the National Catholic Hour, 6.00 p.m., E.W.T.

FIRST MASS ON KISKA

Chaplain Alphonse Tessier, O.M.I., a member of the French-Canadian force, was the first to celebrate Mass upon the recently Jap-held island of Kiska, in the Aleutians.

POLISH OBLATES

Three Polish Oblates, who in 1940 left Italy for Ireland, are now serving as Chaplains with the Polish armed forces. They have reported that another young Polish scholastic was recently ordained in Iran.

RECORDINGS FOR THE MISSIONS

Recordings of hymns in the Cree language have been made by Rev. Father Roger Lafleur, O.M.I., the Canadian director of the Association of Mary Immaculate. The first records were registered at Duck Lake, Sask. and many have already been put to useful work in the Indian missions.

It May Interest You . . . .

The Most Reverend Ignatius Ramarosandratana, Vicar Apostolic of Miarinarivo in Madagascar, tells this story of how the churches in his diocese are often built without anything having been said to the Bishop. He relates how a group of people came to a Jesuit missionary in Tananarive and asked him if he would come and baptize them. They had seen a Catholic Church in a neighboring village. They had liked it, so they built one like it. They liked the singing, so they learned the Catholic hymns. They got a catechism, liked it, so they learned it. When the priest reached the village, he found the whole population well instructed and leading a life worthy of people who had been Christians for years. So he baptized them.

Ye Honorable Hot Dog

You may not think so much of the grammar used in the following essay, but you must admire the deep respect shown to an American institution by the following essay given by the "Young Catholic Messenger", on the difference between a hot dog and a banana, written by a Japanese schoolboy:

"The banana are a great remarkable fruit. He are constructed in the same architectural style as the honorable sausage. Difference being, skin of sausage are habitually consumed, while it are not advisable to eat wrapping of banana.

"Perhaps are also intrissing the following difference between the two objects. Banana are held aloft while consuming, sausage are usually left in reclining position. Banana are first green in culler, then gradual turn yellowish. Sausage start out with indefinite culler (resemble terrier cotta) and retain same hue indefinitely. Sausage depend for creation upon human being or stuffing machine, while banana are pristine product of honorable mother nature. Both article resemble the other in that neither have pit or colonel of any kind.

"In case of sausage both conclusions are attached to other sausages; honorable banana on opposite hand are joined on one end to the stem, other termination are entirely loose.

"Finally, banana are strictly member of the vegetable kingdom, while affiliation of sausage is often undecided."

* * *

Bully Gag

"I paid $100 for that dog. He's part collie and part bull?"

"What part is bull?"

"The part about $100."

FOR WAGGING TONGUES

Evidently harassed by rumors, one Charlie Robbins took to the newspaper columns to lay them to rest. He inserted the following 5-inch, one column advertisement in the Beaver Dam (Wis.) Daily Citizen:

"Food For Those Wagging Tongues:

"I am not going on relief. I am not going around sobbing on anybody's shoulder. I am two steps ahead of the sheriff. I can still buy goods on open account. I am not going to leave Beaver Dam. The house where I live is not for rent. My furniture is not for sale. I have a lot of darn good neighbors who supply me with food. I have had four good positions and one job offered me, and I have accepted the job. My digestion is very good —my blood pressure is normal. For the love of Mike, please don't repeat what you hear—if you must, please don't add anything to it. Thank you!"

First daughter to the love of God, is charity to men.

EDITORIAL DILEMMAS

Getting out this magazine is no picnic.
If we print jokes, people say we are silly.
If we don't, they say we are too serious.
If we clip things from other magazines,
We are too lazy to write them ourselves.
If we don't, we are stuck on our own stuff.
If we stick close to the job all day,
We ought to be out hunting up news.
If we get out and try to hustle,
We ought to be on the job in the office.
If we don't print contributions,
We don't appreciate true genius.
And if we do print them,
The magazine is filled with junk.
If we make a change in the other fellow's writeup,
We are too critical.
If we don't, we are asleep.
Now, like as not, some guy will say
We swiped this from some other magazine.
We did—from the Bulletin of the Kings County Medical Society.

The Question Box

Only signed letters will be answered

If a person has to work on Sunday forenoon and is not able to attend Mass, does he commit a sin in spending the previous evening at some affair and playing bingo?

To spend the Saturday evening in lawful entertainment is in itself not sinful. This is true even when one could attend Mass the next morning. The reason people are discouraged from attending Saturday evening entertainments is that often they do not know when to go home and thus may miss Mass on Sunday. People would do much better by using the Saturday evening to prepare themselves for properly spending the Sunday. This can be done by receiving the sacrament of penance on Saturday night.

Now as to your case. Again, it is not wrong to spend the evening before in proper entertainment. However, one should make certain that there is no early Mass which could be attended, or perhaps a late Mass. Here too, the sacrament of penance could be received on Saturday night—as it should be from time to time—even if Holy Communion cannot be received the next morning. Finally, a good night's rest is always worth much.

When you meet a priest at the door with a lighted candle when he has the Blessed Sacrament with him, should you say something to the priest?

It is not necessary to say anything. The priest when entering the house says: "Pax huic domui—Peace be to this house." If you know the answer in Latin, you may say: "Et omnibus habitantibus in ea—And to all who dwell therein." But, as said above, this is not necessary. One should open the door for the priest, show him the room of the sick person, and then kneel while the Blessed Sacrament is there.

Father, I often wondered if this is a true prophecy—that as you live so will you die. How about people that have been good, as far as one can see, and they die a sudden death? Have they no chance?

This is not a prophecy but an utterance which, as it seems, has often proved itself. It means that he who tries to live a good life will also have the opportunity for a happy death. A sudden death does not necessarily mean an unhappy death. We can hope that God in His mercy will grant those who have tried to live according to His commands the possibility of gaining heaven when the moment of death comes for them. Even if there is a sudden death in the case of those who have lived a good life, we have reason to believe that God in His mercy found them prepared for death and therefore in His friendship.

Can a Catholic man get married to a non-Catholic girl who was married a few months, then was divorced because she was too young, then became a Catholic in order to get married to this young man? She was told that they could be married, as she had been going to the Catholic church regularly, wants to do the right thing and is sorry for what she did when she was so young. Now they are told they can't get married by any priest. Please let us know.

Your question is too involved to receive a definite answer, without more information. Thus, there is the question of baptism of the girl as also that of her first husband. If neither of them had ever been baptized, then, under certain conditions, a marriage between the girl and the Catholic man is possible; otherwise not. The fact of becoming a Catholic does not of itself make a second marriage possible for the girl. The other point of the first marriage to be considered is the girl's age. Could the first marriage have been invalid because of insufficient age? I advise that the Catholic man and the girl go and speak to the reverend pastor and explain the whole matter to him. All such cases must be taken up with the diocesan marriage court. Thus the pastor or some other priest in the vicinity is best qualified to help and give proper direction. He will be able to get the necessary information directly.

Cases like the above—that persons are told one thing and then another—are often presented. This prompts me to say that such cases should always be presented to the pastor or local priest before plans are made. Considerable study of such cases is always very important and necessary.

I hope that the girl became a Catholic not just to marry the Catholic young man but because she was convinced that the Catholic Church is the true Church founded by Christ.

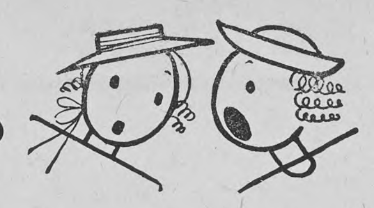
Will you please explain this more clearly? If we gain a plenary indulgence does that take away all punishment from sins after we have confessed them? When we say, "My Jesus, mercy," then it says 300 days indulgence. Does that mean if a soul must stay in purgatory 300 days and if we say "My Jesus, mercy," the soul will be released from purgatory? Will you please explain that more clearly? When we pray the stations, in one of the prayers we say, "Thy yoke is sweet and Thy burdens are light." Does that mean that Jesus loves to do that for the love of us? It sure is hard seeing how Jesus had to suffer.

A plenary indulgence means that all temporal punishment yet due to transgressions—the eternal punishment having already been removed—is remitted. That this be so it is required that a good work be performed to which there is attached a plenary indulgence. Secondly, it is required that the recipient of the indulgence possess the proper dispositions of soul. This is true whether the indulgence be gained for oneself or for the poor souls in purgatory. Thirdly, it is required that the good work be performed according to the prescribed conditions, e.g., visit to the church, reception of the sacraments, etc. Fourthly, the granting of the indulgence will also depend—at least as far as the poor souls are concerned—upon the will of God, though we may always hope that His will is to grant the indulgence.

To some prayers or good works there is attached a partial indulgence, e.g., of 300 days. This does not mean that the time in purgatory will be shortened by so many days, but that the satisfaction offered by such a prayer or good work corresponds to the satisfactory merits gained by the early Christians who did severe penances for this length of time.

The expression concerning the yoke of Christ refers to the words in the gospel of St. Matthew, ch. 11, v. 29-30: "Take up My yoke upon you and learn of Me, because I am meek, and humble of heart; and you shall find rest to your souls. For My yoke is sweet and My burden light." The yoke is the law of the gospel. The law of the gospel may be called a yoke, since it imposes certain obligations and rules; but with the help of divine grace the gospel is a light yoke. In comparison with the yoke of the Mosaic law and the tyranny of the Scribes and Pharisees it is sweet and light. There is no doubt that sufferings for Christ's sake, as also mortification, are sweet to those who truly love Christ. Love gladly suffers for the loved one. Thus we may measure Christ's love for us by the sufferings He endured, and accordingly we may measure our lack of love for Him by the unwillingness with which we keep His commandments.

Did you hear these?



The marriage of Miss Anna — and Willis —, which was announced in this paper a few weeks ago, was a mistake and we wish to correct it.

To the Editor of the Love Lorn: "Six months ago, after I became engaged to a young man I found he had a wooden leg. Should I break it off?"

"Now, here's a book for you, 'How to Become a Millionaire'."

"But half of the pages are missing."

"What! You'd turn up your nose at half a million!"

"The editorial policy of my new magazine is quite clearly defined. I aim at the man in the street."

"So does my friend there."

"Oh, is he an editor, too?"

"No, he's a motorist."

Rastus and Liza were married on Christmas Day and the following night he came home with a washboard, a big wash tub and a three-foot mirror.

"What's all that truck you bring?" asked Liza.

"It ain't truck," replied Rastus "an' yo' kin take yo' pick. Yo' kin take de washboard and tub an' go to work, or yo' kin take de mirror an' set down an' watch yo'self stahve to death."

Patient: "Well, doctor, how am I?"

Doctor: "Very well. Your ankle is still swollen, but that doesn't disturb me."

Patient: "Sure, doctor, if your ankle was swollen, it wouldn't disturb me either."

Sergeant (at Police Station): "What! You back again?"

Prisoner: "Yes. Any letters?"

He—"Darling, I have been thinking of something for a long time. Something is trembling on my lips."

She—"Why don't you shave it off?"

"Do you find it more economical to do your own cooking?"

"Oh, much! Since I have been cooking, my husband only eats half what he used to."

A western farmer writes:

"If you want to see the biggest hog in these parts, come to my ranch and ask for me."

A man eating dinner in a hash joint found that he could not possibly cut his steak, no matter how he jabbed at it. He said to the waiter at last, "You'll have to take this steak back and get me another piece. I can't even begin to cut it."

"Sorry, sir," replied the waiter, examining the steak closely, "I can't take this back now. You have bent it."

A bishop attended a banquet, and a clumsy waiter dropped a plate of hot soup on his lap. The clergyman glanced around with a look of agony and exclaimed:

"Will some layman please say something appropriate?"

Sweet Young Thing: "Do you believe in the old saying that marriage is a lottery?"

Married Man: "I certainly do not. A man is supposed to have a chance in a lottery.

Housewife (yelling to garbage collector from her porch): "Yoo hoo! Am I too late for the garbage?"

Garbage man: "No, jump right in."

"Your wife has been delirious all day," said the nurse, "calling for you and crying for money."

"Delirious!" snorted friend husband. "She's normal!"

The Student's Burse . . .

Previously acknowledged	$580.20
Mrs. Peter Ries, Lancer, Sask.	1.00
Mrs. Carl Bartsch, Salvador, Sask.	1.00
"A Friend", Masefield, Sask.	3.00
"A Friend", Regina, Sask.	1.00
"A Friend", Cudworth, Sask.	6.00
Mr. Tony Hauk, Aberdeen, Sask.	1.00
Mr. M. Schwickrath, Good Soil, Sask.	5.00
"A Friend", Lancer, Sask.	2.00
Total to date	**$600.20**

Please address your contribution towards the education of a priest to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

An Appropriate and Pleasing



PRESENT or GIFT
for a
BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY
for a Relative or Friend
is a year's Subscription to
THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $1.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of

Name ....

Address ....